



v. Jepper-Laski,

Rennreiten.

VERLAGSBUCHHANDLUNG PAUL PAREY IN BERLIN.

15/5. 97.

Gymn.
83 up

Tepper-Laski

E

<36636805570019

S

<36636805570019

Bayer. Staatsbibliothek



Heinrich von Rosenberg.

Rennreiten.

Praktische Winke

für

Rennreiter und Manager

von

K. von Tepper-Laski.



Mit 16 Tafeln.

Berlin.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.

SW., Hedemannstraße 10.

1897.



Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

	Seite
Über den Einfluß der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei .	1
Bahn- oder Terrainreiten	1
Einfluß der Rennreiterei auf die Reitkunst	3
Mittelpositur	3
Führung	5
Gewichtsverteilung	7
Ausbildung der Pferde	9
Gehorsam des Pferdes	10
Sport oder Handel?	10
Einfluß auf die Ausbildung des Kavallerie-Offiziers	11
Pferdekenntnis und Training	11
Beherrschung der Nerven	12
Der Offizier als Vorbild der Leute	13
Reitergeist	14
Weshalb Offiziere Rennen reiten	17
Wer eignet sich zum Rennreiter?	19
Lebensweise und Training des Rennreiters	21
Anzug und Benehmen des Rennreiters	24
Sattel und Zäumung	30
Kenntnis des Terrains	34
Kenntnis des Rennreglements	38
Allgemeine Reitfertigkeit	40
Wie erlernt man das Rennreiten?	43
Sitz und Hilfen	48
a) Auf normalen Pferden	48
b) Auf schwierigen Pferden	50
c) Beim Springen	58
Das Rennen	65
a) Aufsitzen	65
b) Der Aufgalopp	69

	Seite
Der Start	72
Platz und Verhalten im Rennen	78
Beurteilung der Pace	80
Besondere Umstände im Rennen	82
Endkampf oder Finish	84
fehler der Anfänger	93
Rückkehr zur Wage	96
Hürden-Rennen	97
Jagdrennen	99
Wendungen	101
Eigentümlichkeiten der Pferde beim Springen	103
Das fallen	107
Besondere Vorkommnisse	113
Management	119
Großer Flachrennstall	121
Engagements der Jährlinge	122
Die zweijährigen Pferde	124
Auswahl des Reiters	125
Instruktion des Reiters	127
Proteste	128
Allgemeine Dispositionen	131
Nennungen	132
Management gemischten Materials	135
Unterschied der Beanlagung für Hürden- und Jagd-Rennen	137
Management des einzelnen Pferdes	139
In und außer form befindliche Pferde	140
Schonung guter Pferde	142
Distanzenbestimmen	143
Handicaps und Wetten	146
Ein Muster-Wettcoup	149
Kenntnis fremder Rennreglements	151
Laufen mehrerer Pferde in einem Rennen	153
Schluß	155

Verzeichnis der Tafeln. *)

	Seite
Rittmeister von Kramsta auf Tourist	16
Lieut. von Eynard auf Potinière	24
Lieut. von Graevenitz auf Zélus	24
Mr. R. Gore auf Red Prince	32
Lieut. Suermondt auf Meistersinger	32
Graf Wilamowitz-Moellendorff auf Anvil	45
Graf G. Lehndorff auf Godolphin	46
Lieut. von Sydom auf Wellgunde	58
Lieut. Suermondt und Lieut. Frhr. von Reitzenstein . . .	59
Lieut. von Graevenitz und Lieut. Graf W. Königsmarck .	60
Lieut. Graf f. Königsmarck auf Skate	72
Endkampf von Jockys im Karlshorster Handikap zu Hoppegarten	84
Endkampf zwischen Bastard und Lotte in der II. internationalen Steeple-Chase zu Carlshorst	85
Koppelrick mit Graben in Carlshorst. Gruppierung eines feldes im Jagdrennen	99
Offener Graben im Orcadian-Jagdrennen zu Carlshorst. April fool unter Lieut. von Graevenitz II springt zu früh ab und fällt	105
Lieut. Graf Lehndorff auf Bastard	112
Lieut. Graf W. Königsmarck auf The Rake	112
Lieut. Graf Westphalen auf Buschiri	128
Lieut. Graf Bredow auf Sanduhr	128
Major von Heyden-Linden auf Buschiri	136
Lieut. von Kayser auf Welle II	136

*) Nach Momentphotographien, welche Herr Franz Kühn, Behrenstraße 27, gütigst zur Verfügung stellte.

Als Einleitung zu meinem Thema habe ich, besonders weil es den militärischen Teil der Leser interessieren dürfte, eine schon im Winter 1874/75 abgefaßte, vom damaligen Major von Rosenberg aufgebene, inspirierte, und eigenhändig hierunter beurteilte Arbeit:

„Über den Einfluß der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei“

gewählt, die die damaligen Ansichten des bedeutendsten unserer Rennreiter und Kavallerieführer widerspiegelt und nach denen sich die meinigen gebildet haben.

Bahn- oder Terrainreiten.

Es gehört viel dazu, das ganze weite Gebiet der Reitkunst zu beherrschen und nicht nach einer oder der anderen Richtung hin in Extreme zu verfallen.

Die Einen suchen das Wohl nur in der Reitbahn und reiten jahrelang seitengängelnd, abbrechend, versammelnd auf einem Tier herum, kommen sie aber in coupiertes Terrain, so kann weder Reiter noch Pferd auch nur mäßigen Anforderungen genügen.

Die Anderen sind gegen alle Bahnreiterei, kaufen sich einen geschulten Steepler und glauben große Reiter zu sein, wenn sie darauf über ein paar Hindernisse hinwegjagen.

Die Erkenntnis ihres Irrtums kommt erst im Rennen selbst, wenn sie ohne Atem, ohne Besinnung immer wackeliger auf dem Pferde werden, endlich das unvermeidliche Accident erleben und froh sind, sich mit heilen Knochen aus dem Sumpfgraben erheben zu können; oder sie wollen einen rohen Gaul zum Steepler machen und gehen sofort, ohne Herr über denselben zu sein, in schwieriges Terrain, reiten sehr schneidig und sind nach einiger Zeit soweit, daß sie das Tier weder halten noch regieren können und froh sind, dasselbe ohne großen Schaden loszuwerden.

Nach der kriegerischen Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts zog man sich vom Felde in die Bahn zurück, gefiel sich in größter Gleichmäßigkeit der Form, Künstlichkeiten und falsch verstandener Feinheit. Man nahm Zusammenstellungen des Pferdes vor, welche den Zwecken der Soldatenreiterei nicht entsprachen, und gefiel sich in abgekürzten Tempos, die dem Lebensprinzip der Kavallerie — der Geschwindigkeit — vollkommen entgegenstanden.*)

Da in den dreißiger Jahren kam die Renn- und Jagdreiterei als ein neues Element aus England zu uns herüber und übte einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Soldatenreiterei aus, die sie aus der dumpfen Bahn wieder aufs freie Feld führte.

Viele aber erklärten nun die alte Bahnreiterei für abgestanden, warfen sich ausschließlich der neuen Art Reiterei in die Arme und erreichten dadurch nur Unordnung und struppierte, ungehorsame Pferde.

Der wahre Reiter steht über jeder Zeitströmung und schwärmt weder endlos für die Bahnreiterei, noch steht er der anderen unverständlich entgegen.

*) Fr. v. Krane, Anleitung zur Ausbildung von Kavallerie-Remonten.

Die Rennreiterei an und für sich zerfällt nur in Rennen auf flacher Bahn und über Hindernisse.

Erstere bedingen einen anderen Sitz der Mittelpositur und erfordern bei weitem nicht den Gehorsam des Pferdes als die letzteren.

Da für Offiziere das Reiten von Jagden und Jagdrennen die Hauptsache ist, so mag hier nur der Einfluß dieser Art der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei zur Sprache kommen, ohne dabei der Rennen auf freier Bahn zu vergessen.

Einfluß der Rennreiterei auf die Reitkunst.

Mittelpositur.

Betrachten wir zunächst den Einfluß der Rennreiterei auf die Reitkunst.

Die wichtigste Positur beim Reiten bleibt die Mittelpositur, denn nur derjenige kann gut reiten, der sie allein zum Sitz benutzt. Dazu gehört, daß das Gesäß nach vorn geschoben wird und nicht auf dem Sattel herumfliegt und daß das inwendige Knie (die innere Fläche des Knies) unzertrennlich am Pferde fest anliegt.

Bei keinerlei Reiten wird man mehr veranlaßt, richtig mit der Mittelpositur zu sitzen, als beim Steeple-Chase-Reiten, denn hier muß man das Gesäß still halten, wenn man nicht sich und das Pferd ermüden und jede Einwirkung verlieren will.

Das inwendige Knie ist der einzige Teil des Körpers, mit dem sich der Reiter festhalten darf; benutzt er dazu die Unterpositur, so verliert er die Möglichkeit damit auf das Pferd einzuwirken, und stört dasselbe fortwährend.

Der Jockey steht nur deshalb im Bügel und hält mit

festanliegenden Knieen das Gefäß über dem Sattel, weil er so das galoppierende Pferd bei dem Auf- und Abwölben des Rückens am wenigsten inkommodiert; kommt es jedoch zum Treiben, so setzt er sich in den Sattel und wirkt nun vereint mit dem Gefäß und der Unterpositur auf die Hinterhand des Pferdes ein, d. h. er treibt dieselbe an die Zügel heran, um auf diese Weise die höchste Anstrengung des Pferdes, natürlich nur auf kurze Strecken, zu entwickeln.

Da viele Pferde der Peitsche besser gehorchen, als dem Sporn, so wird der gute Reiter dann lieber erstere benutzen, um im Verein mit dem Gefäß die Hinterhand vorzutreiben.

Der Steeple-Chase-Reiter kann allerdings, wenn kein Hindernis und kein unebenes Terrain gerade zu überwinden ist, auch in den Bügeln stehen, muß jedoch verstehen, sich, wenn es notwendig wird, vorsichtig wieder in den Sattel zu setzen, ohne das Pferd dabei zu stören.

Kommt der Reiter an ein Hindernis, so muß er allein mit der Mittelpositur sitzen, um die Unterpositur zur Disposition zu haben; ist er des Gehorsams seines Pferdes sicher, so braucht er sie nicht, fühlt er dagegen, daß es sich weigern will, so muß er mit beiden Schenkeln, resp. Sporen einwirken.

Der schlechte Reiter wird in diesem Augenblick wahrscheinlich mit einem Zügel ziehen und die Unterpositur als Gegengewicht benutzen, d. h. mit vorgestreckten Unterschenkeln dagegenstemmen, während der gute Reiter den Gegendruck, den er momentan braucht, nicht in den Bügeln, sondern in dem Gewicht des Körpers, dem Gefäß und dem inwendigen Knie suchen wird. Das liegt in dem richtigen Gebrauch der Mittelpositur.

Bei unsrer Soldatenreiterei wird diese wichtige Positur sehr leicht vernachlässigt, weil sie nicht so ins Auge fallend ist, als z. B. die Formen der Oberpositur, weil ferner in kurzen Gangarten der unruhige Sitz nicht so nachtheilig wirken kann als in schnellen.

Außerdem sind die Truppenpferde nicht so feinsühlend wie das edlere Rennpferd, und schließlich wird beim gewöhnlichen Reiten die durch unruhigen Sitz bewirkte unnötige Vergeudung der Kräfte nicht so deutlich hervortreten als im Rennen.

Der Oberpositur liegt es ob, das Pferd zu führen und das Gewicht richtig zu verteilen, worauf später noch zurückzukommen sein wird.

Führung.

Die gute Führung ist für jeden Reiter außerordentlich wichtig; an ihr scheitern viele, sowohl in der Bahn, als im Terrain und im Rennen.

In der Bahn soll das Pferd daran gewöhnt werden, die Hauptlast mit der Hinterhand zu tragen, damit sich das Tier länger konserviert und geschickter wird; dazu ist es nötig, daß durch die Einwirkung der Unterpositur die Hinterhand vorsichtig untergeschoben wird, so daß sich das Pferd allein trägt und sich nicht auf die Zügel stützt, ohne jedoch hinter denselben zu sein.

Im Rennen kommt es auf augenblickliche Konservierung nicht an, denn der Reiter will gewinnen, muß also bei größter Schnelligkeit möglichst Kräfte sparen; das erreicht er, wenn das Pferd hinten nicht gebogen wird und in den Zügeln den fünften Fuß findet; dazu gehört eine stärkere Anlehnung. Die gute Führung besteht nun darin, daß das Pferd stets Gefühl im Maul behält und den

Hilfen willig folgt; die schlechte zeigt sich dadurch, daß dasselbe tot im Maul wird, den Hilfen widerstrebt und schließlich ganz fest wird, weil der schlechte Reiter eben zu fest hält.

Die Anlehnung, die das Soldatenpferd an das Mundstück nehmen muß, ist eine geringere als die des Rennpferdes, und es gehen in dieser Hinsicht die beiden Reitereien etwas auseinander; sie finden sich aber wieder in dem Gefühl, mit dem ein Pferd geführt werden muß. Der Soldat, der sein Pferd ohne Gefühl festhält, wird dasselbe bald ruinieren und kann den Ansprüchen der kurzen Paraden und Wendungen nicht genügen, das Soldatenpferd hinter dem Zügel hat keinen Gang und kann im coupierten Terrain garnicht gehen.

Das Rennpferd, das ohne Gefühl fest gehalten wird, läuft sich zu Anfang müde und hat hernach keine Kräfte mehr zum Kampf, hinter den Zügeln kann es gar nicht laufen.

Es könnte nun als ein nachteiliger Einfluß der Rennreiterei angesehen werden, wenn man glaubte, jeder Rennreiter verlange, daß sein Pferd im Dienst ebenso stark an die Zügel gehe als im Rennen.

In der Praxis stellt sich jedoch die Sache anders. Derjenige, der sich darin übt, in scharfen Gangarten mit Gefühl zu führen, wird bald dahin kommen, daß er sein Pferd durch Zungenschlag oder Schenkel zu stärkerer Anlehnung bewegen muß und dies ist das richtige.

Wer aber mit stärkerer Anlehnung gut führt, wird mit geringerer erst recht gut führen; Reiter jedoch, die stets nur Pferde reiten, die wenig Anlehnung beanspruchen, werden im Gebrauch einer stärkeren ohne Übung bleiben und in Verlegenheit geraten, wenn sie auf ein Tier kommen, das eine solche nimmt.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß ein Offizier von seinen Untergebenen verlangen wird, daß sie ihre Pferde mit so starker Anlehnung reiten, als er selbst im Rennen geritten ist, oder hat reiten sehen; ist er aber so unerfahren, es zu thun, so wird er gerade durch die Rennen, wenn er öfter reitet, zu der Überzeugung kommen, daß ein Pferd mit zu starker Anlehnung weder hier noch da mit Erfolg zu gebrauchen ist.

Gewichtsverteilung.

Von großer Wichtigkeit beim Reiten ist die richtige Gewichtsverteilung.

Oberst Krane sagt in seiner „Anleitung zur Ausbildung der Kavallerie = Remonten“, nachdem er vorher bedauert hat, daß die Gewichtshilfen sehr in Mißkredit gekommen wären: „Erst durch die Renn- und Jagd-Reiterei wurde die Aufmerksamkeit auf deren bedeutende mechanische Wirkung wieder neu belebt.“

Über die Gewichtshilfen sind die Ansichten noch heutzutage sehr verschieden und das liegt zum großen Teil darin, daß diese Hilfen falsch gegeben werden.

Gefühllose Reiter suchen dieselben im Austreten der Bügel oder im Herumwerfen des Oberkörpers. In kurzen Gangarten, besonders in der Bahn, übertönen auch die Schenkel- und Zügelhilfen leicht die Gewichtshilfen und es wird deshalb weniger darauf geachtet.

Dennoch sind dieselben von großer Wichtigkeit. Richtig angewendet, liegen dieselben nur in dem Gefühl, die Last des Körpers nach Bedürfnis vor- und rückwärts oder auf einen der beiden Gesäßknochen zu verlegen, ohne dieselben zu verschieben.

Im Rennen spielt die richtige Gewichtsverteilung eine große Rolle und ist die alleinige Motivierung der Redensart: A. reitet x Pfund besser als B.

Wer im Rennen mit einem Zügel um eine Ecke zieht, reitet falsch; das Pferd biegt den Hals, schlägt sich leicht mit den Knochen und wendet viel schlechter als das durch Gewichtsverlegung gewendete.

Bei jedem Hindernis, bei jedem Bergauf- und Bergabreiten, bei jedem Straucheln des Pferdes erspart die geschickte Gewichtsverteilung Kräfte, verbraucht dagegen die ungeschickte.

Die meisten Stürze würden durch gewandtes Reiten vermieden, viele können durch falsche Gewichtsverteilung hervorgerufen werden.

Die richtige Gewichtsverteilung ist also beim Rennreiten von so großer Wichtigkeit, daß jeder, der nur den geringsten Anspruch auf ein leidliches macht, sich dieselbe durch Übung zur zweiten Natur gemacht haben muß.

Sitz, Führung, Einwirkung und Gewichtsverteilung, mit einem Worte die zum guten Reiten überhaupt erforderlichen Eigenschaften, muß der Rennreiter im höchsten Grade besitzen, sonst ist er eben ein schlechter.

Wer glaubte, das Rennreiten bestehe nur in schneidigem Dahinjagen, der wird sich gewaltig wundern, wenn er in Gesellschaft guter Reiter reitet; er wird vor sich selbst erröten und es wird sich ihm eine neue Welt in der Reiterei aufthun, von der er bis dahin nichts geahnt hat.

Sich nun in diese neue Welt hineinzuarbeiten und das Reiten zu erlernen, davor schrecken die meisten zurück; darum giebt es so wenig gute Rennreiter. Wer es aber versucht, der wird bald ein ganz anderes Verständnis für die Reitkunst erlangen, das auch auf seinen Wirkungskreis in der Soldatenreiterei den segensreichsten Einfluß haben wird.

Ausbildung der Pferde.

Die Ausbildung, die der Trainer seinen jungen Pferden giebt, ist in Hinsicht der zu stellenden Anforderungen allerdings eine andere, als die der Offizier seiner Remonte-Abteilung angedeihen läßt, und es wäre gewiß ein nachtheiliger Einfluß der Rennreiterei, wenn ein Offizier dadurch zu dem Glauben verleitet würde, man müsse die Remonten ähnlich behandeln, wie ein Trainer seine zwei- und dreijährigen Pferde.

Letzterer verlangt nur die Ausbildung des Galopps und leidlichen Gehorsam und hat die Vorteile des starken Futters, der leichten Reiter und des guten Materials; ersterer muß auf unbedingten Gehorsam hinarbeiten, die Pferde in allen Gängen gehörig ausbilden und in die richtige Haltung bringen; dabei erhält das Tier wenig Futter, trägt einen schweren Reiter und ist häufig schlecht gebaut.

Anders schon stellt sich das Verhältnis bezüglich der Ausbildung eines Pferdes zu Jagd- und Steeple-Chase-Zwecken.

In England und Frankreich werden dazu die Pferde probiert und nur diejenigen benutzt, die von Hause aus sehr viel Anlage und unbedingten Gehorsam zeigen. Die Leute sind dort eben reich genug, um sich Mühe und Arbeit zu ersparen und haben sehr viel gute Pferde. Kauft sich dagegen bei uns ein Offizier ein Rennpferd, so will er auch einen Steepler, oder wenigstens ein gutes Jagdpferd daraus machen.

In den meisten Fällen wird er auf Widerstand stoßen und dann, wenn er nur einigermaßen Verständnis hat (und solche Offiziere haben wir jetzt recht viele in der Armee) das Tier in die Bahn nehmen und durch Abbiegen, Schenkel-

weichen 2c. die volle Herrschaft über dasselbe zu gewinnen suchen, um hernach in das Terrain zu gehen und das Pferd allmählich an Unebenheiten und Hindernisse zu gewöhnen.

Gehorsam des Pferdes.

Auf diese Weise aber lernt ein Offizier, auch wenn er nicht so viel Verständnis oder Pflichtgefühl haben sollte, um sich alle einem Instruktur notwendigen Kenntnisse (anderweitig) anzueignen, jedenfalls das Gefühl, ein Pferd gehorsam zu machen, und das ist für uns Soldaten gewiß die Hauptsache. Nur der Kavallerist hat Zuversicht und Mut zur Attacke und gefährlichen Patrouille, der auf einem gehorsamen Pferde sitzt, denn der Gehorsam und das Vertrauen zu seinem Reiter bringt das Pferd über die Hindernisse hinweg und in das Carré der Feinde.

Bei der jetzigen Kriegsführung braucht unsere Armee in dieser Hinsicht ausgebildete Offiziere zu hunderten. Zum Erlangen dieser Ausbildung aber ist der Rennsport ein gewiß nicht zu unterschätzender Hebel.

Sport oder Handel?

Wenn Oberst Krane in seinem vorerwähnten Werke bedauert, daß in Offizierkreisen der kleine Pferdehandel dem Sport habe weichen müssen und meint, daß dadurch der Soldatenreiterei Abbruch geschähe, so läßt sich dagegen doch folgendes anführen:

Der Offizier, der auf dem Handel faßt und reitet, bedenkt alles andere mehr als an das, was er von seinem Pferde zu Campagne braucht. Beim Kauf wird nur auf schöne Figur, auffallende, wenn auch unpraktische Bewegungen, größte Frömmigkeit (ohne Leistungen, sonst ist der

Einkaufspreis zu hoch) und den gerade zur Zeit modernen Schnitt gesehen.

Bei dem sogenannten Zureiten dieser Pferde wird nur leidliche Kopfstellung und unbedingte Frömmigkeit verlangt, nie unbedingter Gehorsam.

Im Terrain wird das dicke Tier so gut wie nie geritten; es könnte sich ein Haar krümmen, die Haut verletzen oder sonst einen Schönheitsfehler zuziehen.

Es wird der Kosten halber nur mit der Ration gefüttert, dafür aber auch nicht angestrengt. Ob solch ein Pferd, oder ein Steepler, resp. ein billiger Jagdgaul den Anforderungen einer Campagne besser entspricht, ist wohl leicht zu entscheiden; welcher der beiderseitigen Besitzer entscheide jenes Wort: „Zeige mir deine Pferde und ich kenne dich als Kavallerist.“

Einfluß auf die Ausbildung des Kavallerie- Offiziers.

Pferde selbst trainieren ist eine der lehrreichsten Beschäftigungen für den jungen Offizier, denn er lernt Pferdekraft beurteilen und empfindet den Nachteil jeglicher Überanstrengung.

Pferdekennntnis und Training.

Der Verfasser einer neueren Schrift — „Gedanken über die Kavallerie der Neuzeit“ — schreibt: „Die Kriege 1866 und 1870 haben uns im Friedensleben überrascht. Die Pferde der meisten Kavallerie-Regimenter waren auf diesen schnellen Wechsel nicht vorbereitet. Die meisten befanden sich nicht in Kondition, da in manchen Regimenten noch die Unsitte des Dickfütterns bestand. Von ge-

mästeten Pferden können natürlich keine Leistungen verlangt werden. Unsere Pferde mit dem geringen Futter dick zu machen, kann nur durch Päppeln und Nichtsthun auf Kosten der Ausbildung und Kriegstüchtigkeit ermöglicht werden.

Man glaubt gar nicht, was ein Pferd bei rationeller Vorbereitung zu leisten im stande ist. Das Zuviel ist ebenso gefährlich wie das Gegenteil und ist schädlich für das Material. Hierin nun die goldne Mittelstraße zu halten wird jedenfalls dem Offizier am besten gelingen, der sich in seiner Jugend geübt hat, Pferde nach ihrem Leistungsvermögen, Temperament, Futterzustand u., sei es durch Touren-Reiten, sei es durch andere Art von Training, anzustrengen, um ihre Leistungsfähigkeit zu erhöhen. In dem ganzen Gebiete der Pferdekennntnis wird er dadurch am ehesten ausgebildet und lernt, wie wichtig die oft vernachlässigten kleinen Aufmerksamkeiten und Kunstgriffe in der Wartung und Pflege des Pferdes, im Winter sowohl, als nach besonderen Anstrengungen, für die Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Konservierung derselben sind.

Das Steeple Chase-Reiten der Kavallerie-Offiziere ist von großer Wichtigkeit für die dauernde Brauchbarkeit der Kavallerie zur Campagne im fall eines langen Friedens.

Beherrschung der Nerven.

Der Steeple Chase-Reiter lernt im scharfen Galopp und angesichts der Gefahr, welche die Hindernisse bieten, denken; denn er muß seine Nerven beherrschen und beherrschte Nerven erlauben ein ruhigeres Denken. Er lernt schnell zu urteilen, schnell zu sehen, er gewöhnt sich daran, nicht planlos einherzujagen, sondern mit kaltem Blute den Zweck seines Reitens im Auge zu behalten. Er lernt

einen gefürchteten Gegner besiegen und sich nicht durch den Nimbus, den dieser vielleicht um sich zu breiten weiß, beeinflussen zu lassen.

Alles dieses sind Eigenschaften, die der Kavallerieführer in der Campagne braucht.

Kann ein Spiel auch nie annähernd den Ernst erreichen, so steht ihm dieses jedenfalls am nächsten, abgesehen davon, daß es das ritterlichste und schönste der Jetztzeit ist.

Ein General hat einst geäußert: „Die gescheidtesten Leute machen mitunter die größten Fehler.“ Zuhause am Schreibtisch hätten sie diese wohl kaum begangen; ihr Geist war eben durch etwas Neues, was sie umgab, nämlich die Gefahr, benommen.

In solchen Lagen aber ist der Steeple Chase-Reiter, der hundertmal einer unvorhergesehenen Gefahr zu begegnen gehabt hat, zuhause.

In der Geschichte ist es übrigens mehrfach zu verfolgen, daß Völker, deren Jugend an gefährvollen Spielen keinen Reiz mehr fand, auch ihre Blütezeit hinter sich hatten.

Der Offizier als Vorbild der Leute.

Es ist durchaus notwendig, daß der Offizier dem Manne als Vorbild diene und ihm imponiere; die neuesten Veränderungen im Exerzierreglement deuten mit Bestimmtheit darauf hin.

Es wächst in der Wirklichkeit der Mut der Leute im Vertrauen auf die richtige Führung der Vorgesetzten.

Die Bahnreiterei aber macht wenig Eindruck auf den gemeinen Mann; mag der Vorgesetzte auch noch so kunstgerechte Seitengänge und Volten reiten; der Mann ver-

steht deren Feinheit nicht und bildet sich ein, das auch zu können; wenn er aber selbst mit Mühe einen achtsfüßigen Graben überwindet und sieht den Offizier leicht einen doppelt so breiten springen, so imponiert ihm das, denn er weiß, er kann das nicht. Hört der Mann von seinem Offizier, derselbe habe gewettet, in so und so viel Zeit eine gewisse Quantität Champagner auszutrinken, so denkt er, das könnte ich auch, wenn ich nur den Wein dazu hätte; sieht er denselben aber eine Steeple Chase gewinnen, oder auch nur schneidig mit reiten, so imponiert ihm derselbe und das Zutrauen wird erweckt.

Zu Zeiten des großen Königs war das Steeple Chase-Reiten bei uns noch nicht eingeführt; dafür ritten die Offiziere weite Touren und machten gefährvolle Kunststücke. Man denke nur an Seydlitz, der zwischen den Flügeln einer gehenden Windmühle hindurchritt und beim Hetzen über Bauernwagen hinwegsprang, was im Grunde genommen dasselbe bewirkte, als das jetzige Steeple Chase-Reiten, nämlich die Verachtung von Strapazen und Gefahren.

Steht aber der Offizier mit dem Manne, was den Schneid anbetrifft, auf gleicher Höhe, so ist kein Vorbild und keine Anregung mehr da und das Ganze sinkt bei einem längeren Frieden, trotz Bahnreiterei, immer tiefer in den Leistungen für die Campagne.

Reitergeist.

Ganz besonders nutzenbringend erscheint endlich der Einfluß der Rennreiterei auf die Soldatenreiterei durch den Reitergeist, der durch den Sport in die Offiziercorps gebracht wird. Reitergeist! Was ist Reitergeist? Reitergeist liegt nicht in der Bahn, nicht auf dem ebenen Exercier-

platz, er liegt in dem fröhlichen Galopp im Terrain. Geht ein Schwadrons-Chef mit der Escadron über schwieriges Terrain, und auf den Gesichtern der Leute ist zu lesen: das war wohl unnötig, dabei brechen wir uns Hals und Beine — da herrscht kein Reitergeist; sondern da, wo, wenn auch einige fallen, doch Mut und Fröhlichkeit aus den Mienen spricht.

Die Disziplin thut viel, aber der wahre Reitergeist kommt nur durch das Beispiel der Offiziere.

Einer Kavallerie, in deren Offiziercorps ein solcher Geist weht, kann man getrost das weittragende Schießgewehr in die Hand geben; sie wird die Ansicht, daß dadurch der zu unseren Erfolgen mehr denn je nötige ungestüme Schneid verloren gehen werde, schlagend widerlegen.

Die heutige Bewaffnung des Feindes hat auf die Verwendung der Kavallerie im Felde einen großen Einfluß geübt.

Gegen schlechte Schießwaffen, oder auf Kavallerie zu attackieren, war nicht gar so schwierig, und leicht konnte ein schneidiger General eine Truppe begeistern. Jetzt soll eine Armee von einer halben Million Soldaten durch die Kavallerie verschleiert werden. Das kann nicht ein schneidiger General, dazu gehören hunderte von schneidigen Offizieren, die selbständig auftreten.

Der dazu erforderliche Schneid, die Umsicht und Geistesgegenwart wird nicht durch Instruktion und Tradition erhalten, sondern nur durch das fortwährende Üben des Verhaltens in Gefahren, wie sie auch der Hindernis-Sport bietet; nur dadurch wird das Überwinden derselben zur Gewohnheit und geht in das Blut über und nur mit dahin ausgebildeten Offizieren kann man den Ansprüchen der modernen Kriegsführung genügen.

Um dies zu beweisen, wollen wir die Gedanken vergleichen, die sich bei einer schwierigen Refognoszierung dem Schulreiter und dem Rennreiter unvermerkt aufdrängen werden. Wie komme ich wieder zurück? wird ersterer überlegen, wenn die Chaussee abgeschnitten wird, wie mag das Terrain seitwärts beschaffen sein? Werde ich auch nicht von schnellerer und stärkerer feindlicher Kavallerie angegriffen werden? Das schnelle Laufen ist nicht Sache meines Braunen. Für heut habe ich wohl genug gesehen, vielleicht sieht ein anderer morgen mehr; auch fangen die Pferde wohl schon an müde zu werden u. s. w.

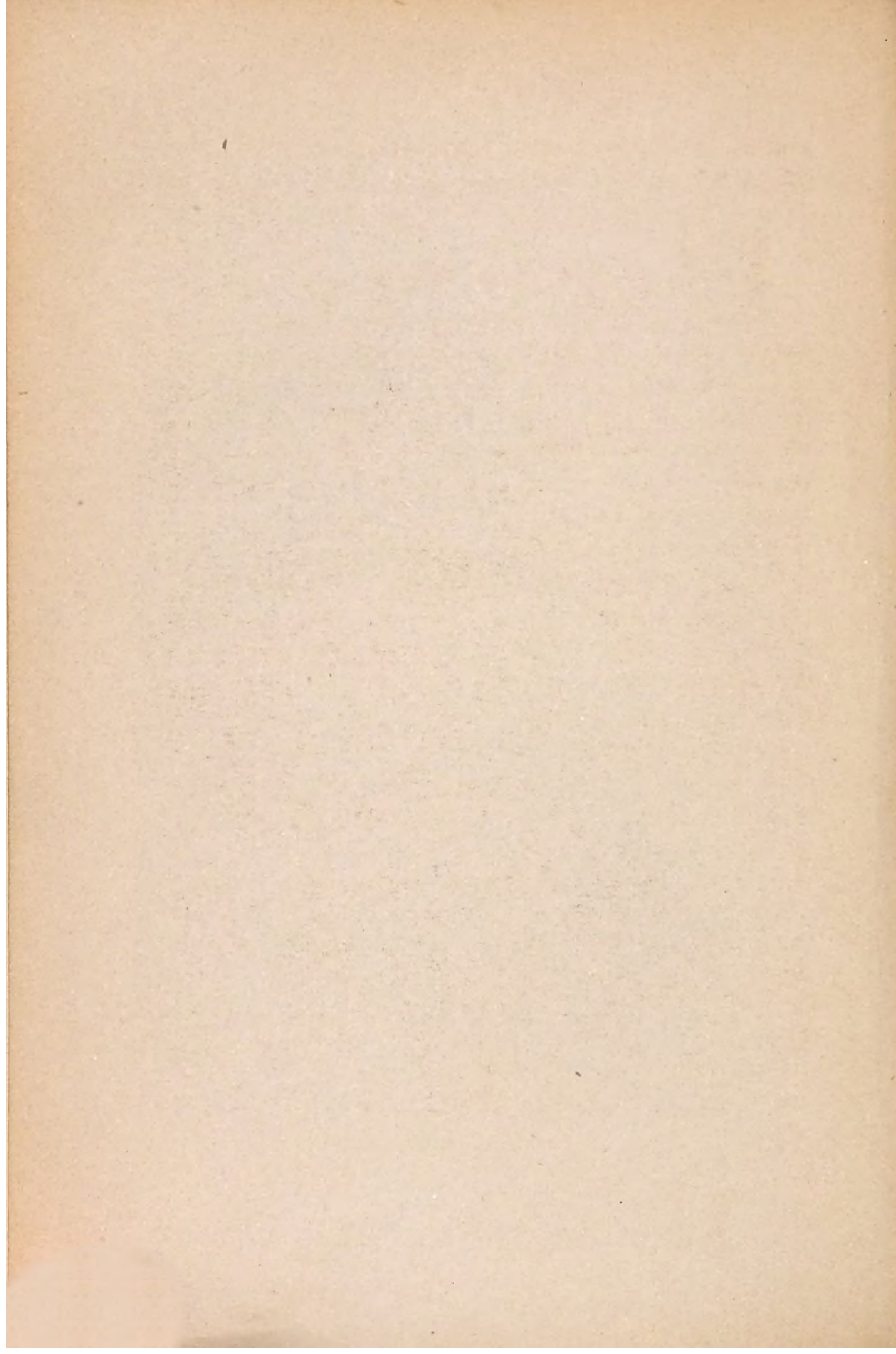
Der Steeple-Chase-Reiter kennt solche Gedanken nicht, oder er ist feiner. Dessen Charakter ist dahin ausgebildet und geübt, die Pointe zu erfassen und die Schwierigkeiten der Nebenumstände zu überwinden; er denkt: Im coupierten Terrain hat sich der Feind nicht so gut sichern können, da kann ich besser refognoszieren als auf der Chaussee. Ich muß noch weiter vordringen, denn ich will etwas sehen; im schlimmsten Fall verliere ich ein paar Leute — ich komme schon durch, denn ich bin besser beritten als der Feind — entweder mit Nachrichten zurück oder garnicht!

Das sind aber die wahren Gedanken für einen refognoszierenden Offizier; in denen liegt der Sieg und nicht in jenen.

So geben wir uns denn der Hoffnung hin, daß in unseren Offizier-Corps die Jagd- und Rennreiterei — als Gegengewicht für die unumgängliche Schulreiterei — immer mehr Verbreitung finden möge und sie wird es, denn das Magliche und Kühne derselben und die öffentlichen Triumphe haben für frische und mutige Herzen ihren besonderen Reiz. Das Klare in dem, was sie will, und die einfache und praktische Art, in der sie sich die Erfolge sichert, steht dem



Rittmeister von Kramsta auf „Tourist“.



Unklaren, Unbestimmten, Verschwommenen, vielfach phrasenhaft Traditionellen, der schnörkelhaften und mattherzigen Art der Schulreiterei glänzend gegenüber.

Weshalb Offiziere Rennen reiten.

Das Bedenken, daß Offiziere den Sport dazu benutzen könnten, um Geld zu verdienen, ist gänzlich hinfällig, denn es ist wohl nirgends schwieriger, zu profitieren, als gerade im Sport, und jeder Offizier, der Rennen reitet, würde unzweifelhaft mit Freuden auf den Vorschlag eingehen, auf pekuniäre Vorteile zu verzichten, wenn er dafür gegen die Nachteile gesichert würde.

Die ritterliche Passion des Kampfes Mann gegen Mann, die Konzentrierung aller Kräfte, die unbedingte Hingebung in die Gefahr mit der Absicht, darin nicht nur nicht unzu kommen, sondern zu siegen, die Anspannung des Geistes, den Gegner durch List und Geschick, sei es durch richtige Pace oder gewandte Überwindung der Hindernisse und schlaue Benutzung des Terrains zu übervorteilen, vor allem aber der Ruhm, aus allerhöchster Hand den Ehrenpreis zu empfangen — das sind die Gründe, weshalb Offiziere Rennen reiten.

Die in diesem Kampf hervortretenden Charakterzüge spiegeln sich im Kriege genau wieder, nur daß dort der Preis, um den man kämpft, nur der der Ehre ist und nicht das leidige Geld eine Rolle spielt; aber unsere, d. h. der Kavalleristen Pflicht ist es, uns im Frieden zu solchen Charakteren auszubilden und deshalb laßt uns die Jagd- und Rennreiterei nach Kräften üben und fördern.

Hannover, den 16. Februar 1875.

von Tepper-Lasfi,

Sekonde-Lieutenant im 1. hannöverschen Ulanen-Regiment No. 13.

von Tepper-Lasfi.

Vorstehende Arbeit wurde von dem jetzigen General der Kavallerie, Excellenz Herrn von Rosenberg, seiner Zeit wie folgt beurteilt:

Der Verfasser zeigt, daß er in der kurzen Zeit seiner kavalleristischen Laufbahn die außer-dienstlichen Gespräche, sowie die dienstlichen Instruktionen seiner älteren Kameraden, mit großem Interesse und Verständnis aufgefaßt hat. Sein sehr gutes, persönliches, über alles Lob erhabene schneidige Reiten zeigt, daß die hier gesagten Worte von ihm richtig gefühlt und verstanden werden und der wahre Reitergeist, der zu einem jungen Offizier notwendigerweise gehört, in ihm weht. Wenn Lieutenant von Tepper mit dem Eifer, Verständnis und Geschick, wie bisher, sich bemüht, die Reiterei zu erlernen, so ist die Annahme berechtigt, daß er einstens etwas großes darin leisten wird. Obgleich die Beantwortung der Aufgabe noch lange nicht erschöpft ist und die Gedanken nicht immer ganz logisch geordnet sind, so kann sie doch nur als sehr gut bezeichnet werden.

Hannover, 1. März 1875.

von Rosenberg,

Major.

Wer eignet sich zum Rennreiter?

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß eine ganz besondere technische Beanlagung dazu gehört, um mit Aussicht auf Erfolg Rennen reiten zu lernen.

Freilich wird die höchste Stufe dieser Kunst nur denen erreichbar sein, die neben ausreichender Übung auch ein angeborenes Talent für jede Art von Reiten und gewisse andere körperliche und geistige Fähigkeiten besitzen, aber den Durchschnitt zu erreichen und Rennen zu gewinnen, sollte fast jeder befähigt sein, der auf die Bezeichnung „Reiter“ Anspruch macht, selbstverständlich also jeder Kavallerie-Offizier.

An Passion dafür fehlt es gewiß wenigen; wo also nicht Gewicht oder Geldbeutel ein „veto“ einlegen, kann es nur Mangel an Selbstvertrauen und eine übertriebene Vorstellung von den Schwierigkeiten oder Fährlichkeiten des Rennreitens sein, die den jungen Reiter von dem Versuche abhalten, sich den höchsten auf diesem Gebiete denkbaren Genuß zu verschaffen.

Wer einmal das wundervolle Gefühl kennen gelernt hat, auf einem guten Pferde über eine faire Bahn geflogen oder gar als erster in einem Rennen eingekommen zu sein,

der wird so bald nicht davon lassen können und gern die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen in den Kauf nehmen, ohne die nun einmal Außergewöhnliches nicht zu erreichen ist.

Wie viele junge Reiter mag es geben, die Hervorragendes im Rennsattel leisten würden, wenn sie ihre Fähigkeiten nur einmal auf die Probe stellen wollten!

Oft ist es nur der Zufall, der ein verborgenes Rennreit-Talent ans Licht bringt — wie das in anderen Fächern ja auch häufig vorkommt — und dann herrscht allgemeine Überraschung und man hört wohl sagen: „Wer hätte das gedacht; in der Bahn ritt er garnicht besonders!“ Letzteres grade kommt häufig genug vor.

Also nur Mut und den Versuch gewagt.

Man wird einwenden: wer setzt denn einen Anfänger auf ein Pferd?

Darauf kann ich nur erwidern, daß allerdings zu einem Debüt meist ein eigenes Pferd gehört, daß aber wohl auch der erste Versuch in einem für Anfänger ausgeschrieben oder kleinen Reitervereins-Rennen gemacht werden oder ein solcher durch irgend welche Umstände, wie Mangel an Reitern, leichtes Gewicht u. s. w. gelegentlich sich herbeiführen lassen kann; wenn der Wunsch nur recht dringend ist, findet sich auch die Gelegenheit.

Schließlich ist es ja aber nichts Unmögliches, sich ein für den Zweck geeignetes Pferd — oft sogar ganz wohlfeil — anzuschaffen, besonders für Offiziere, die ja doch meist zwei eigene Pferde halten und sehr wohl eins davon à deux mains gebrauchen können.

Vielleicht interessiert es einige Leser, wenn ich hier kurz erzähle, wie ich selbst zum Rennreiten gekommen bin.

Anfang der siebziger Jahre vom II. Garde-Regiment

nach Hannover versetzt, hatte ich — ich glaube — als einziges Pferd einen für ein Spottgeld im Tausch erworbenen alten Wallach „Blücher“, der schon ohne jeden Erfolg früher in einigen Offizierrennen gelaufen war.

Ein halbes Jahr nach meinem Eintritt ins Regiment fanden Reitervereins-frühjahrs-Jagd-Rennen statt und der damalige Hauptmann v. P., dem an einer zahlreichen Beteiligung lag, redete mir so lange zu, mitzureiten, bis ich mich endlich dazu entschloß, obschon „Blücher“ in keineswegs sachgemäßer Vorbereitung war. Der Zufall wollte, daß ich gewann und damit war denn Selbstvertrauen und Passion erweckt und bald so stark geworden, daß all mein Dichten und Trachten darauf ging, in größerem Maßstabe Rennen zu reiten, die Verwirklichung meiner Träume mich Tag und Nacht beschäftigte und ich alles an dieses Ziel zu setzen beschloß.

Ich habe diesen Entschluß nie bereut.

Lebensweise und Training des Rennreiters.

Wie für alle körperlichen Übungen, so sind Kraft, Gesundheit und gute Nerven Haupterfordernisse zur Erreichung außergewöhnlicher Resultate im Rennreiten. Eine naturgemäße, gesunde Lebensweise ist daher für den, der sich dieser Beschäftigung auf längere Zeit hingeben will, unerläßlich.

Wer von einer sogenannten unsoliden Lebensweise, wie z. B. Trinken, Spielen, geschlechtlichen Ausschweifungen und dergleichen nervenschwächenden Angewohnheiten nicht lassen kann, der soll sich auf Rennreiten lieber nicht einlassen, denn die Anstrengungen und Aufregungen, die dasselbe mit sich bringt, erfordern ein ungeschwächtes Nervensystem und einen gestählten Körper, wenn die Erfolge mehr

als gewöhnlich und die Gefahren verhältnismäßig gering in Aussicht gestellt werden sollen.

Einfache, kräftige Kost, viel Bewegung im freien, zeitig Aufstehen und früh Schlafengehen, das wird stets die beste Vorbereitung für körperliche Anstrengungen sein und für manche, die ihr Beruf oder Neigung oft und lange zu Pferde hält, schon genügen, um in die zum Rennreiten erforderliche Kondition zu gelangen.

Anderen wird das freilich mehr Mühe machen und ohne viel Gehen, Turnen, Jagd- oder Arbeits-Galoppsreiten nicht ganz gelingen.

Von dem übertriebenen persönlichen Sich-Trainieren, besonders zum Zwecke der Gewichtsreduktion, rate ich aber im allgemeinen entschieden ab. Besser ist es, mit einigen Pfunden Übergewicht zu reiten, als durch angreifende Reduzierung des Körpergewichtes ermattet für ein vielleicht anstrengendes Rennen in den Sattel zu steigen.

Ist es durchaus notwendig, ausnahmsweise leicht zu reiten, so fange man mit der Vorbereitung dazu mindestens acht Tage vorher an.

Die Art und Weise des Trainings hierfür wird allerdings nicht für alle Naturen die gleiche sein dürfen.

Im allgemeinen empfiehlt es sich, neben einer geeigneten Diät (wenig Essen und Trinken, eventuell letzteres erst anderthalb Stunden nach dem Essen, Vermeiden von Brot, Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Süßigkeiten etc.) das Hauptgewicht auf eine reichliche Schweißabsonderung zu legen.

Dieselbe sollte aber durch körperliche Anstrengung — Schwitzgehen —, nicht durch römische Bäder bewirkt werden; letztere können allenfalls zum Nachschwitzen nach ersterem benutzt werden.

Zum Schwitzgehen wählt man am besten natürlich einen warmen, windstillen Tag, doch wird man gewöhnlich nicht in der Lage sein, auf einen solchen zu warten. Man sucht dann thunlichst vom Winde geschützte Wege auf, bekleide sich mit warmen wollenen Unterfleidern und je nach der Temperatur mit mehr oder weniger warmen Oberfleidern; wer schwer in Schweiß gerät, muß sich natürlich um so wärmer anziehen und um so länger gehen.

Länger als zwei Stunden sollte kein Schwitzgehen dauern; anderthalb Stunden werden meistens genügen.

Wichtig ist es, daß von Anfang an in einem guten Tempo gegangen wird, weshalb es sich empfiehlt, einen guten Marschierer als Begleiter mitzunehmen.

Es wird sich zwei- bis dreimal während des Gehens ein Gefühl der Müdigkeit einstellen, welches überwunden werden muß, ohne im Tempo nachzulassen.

Gerade die forcierung des letzteren, gegen Ende des Schwitzgehens, wenn die Ermattung zum Nachlassen verleitet, ist es, welche die Hauptwirkung hervorbringt.

Einigermassen wohlgenährte Personen können durch den ersten Schwitzgang ziemlich 3—4 Kilo verlieren, bei dem nachfolgenden 2—3 Kilo, beim dritten 1—2 Kilo.

Mehr als drei Schwitzgänge in der Woche ist es nicht ratsam zu unternehmen; die angegebene Gewichtsreduktion ist auch schon sehr beträchtlich und ohne Gefahr kaum zu erhöhen.

Ein römisches Bad mit darauffolgender Massage und fühlen (nicht kalten) Douchen ist nach dem Schwitzgehen ebenso angenehm als nützlich; nur hüte man sich, dem naturgemäß darnach stark auftretenden Durstgeföhle nachzugeben, weil dadurch die Hauptwirkung des Schwitzens, die Flüssigkeitsabsonderung, wieder ausgeglichen wird.

Ein Glas Thee oder Wasser, langsam getrunken, genügt, um den Durst, der sich nachher von selbst verliert, zu stillen.

Durch geeignete Purgiermittel kann tags vor dem Rennen noch nachgeholfen werden.

Das ist aber schon alles ein Training, der nur ausnahmsweise angewendet werden darf, wenn nicht die Gesundheit gefährdet werden soll.

Personen, die kein überflüssiges Fleisch resp. Fett — sozusagen nichts zuzusetzen — haben, ist von jedem derartigen Versuche zur Reduktion des Körpergewichts entschieden abzuraten.

Am Renntage selbst sollte man es einzurichten suchen, die letzte Mahlzeit mindestens zwei Stunden vor dem Rennen, und auch diese nicht zu reichlich, zu sich zu nehmen. Das Zusichnehmen von Spirituosen vor dem Rennen ist zum mindesten unnötig und, wenn es zur Angewohnheit wird, nachtheilig.

Anzug und Benehmen des Rennreiters.

Wenn Kleider Leute machen, so kann man dies von den Manieren wohl mit demselben Recht behaupten, weshalb beides füglich in ein Kapitel zusammengefaßt werden kann.

Was den Anzug anbetrifft, so braucht derjenige kaum einen Rat, der in der Lage ist, sich bei den besten englischen Firmen zu equipieren.

Man kann sich aber anständig und zweckentsprechend auch für die Hälfte oder noch weniger dessen kleiden, was man für das Renommee dieser Lieferanten zu zahlen hat.

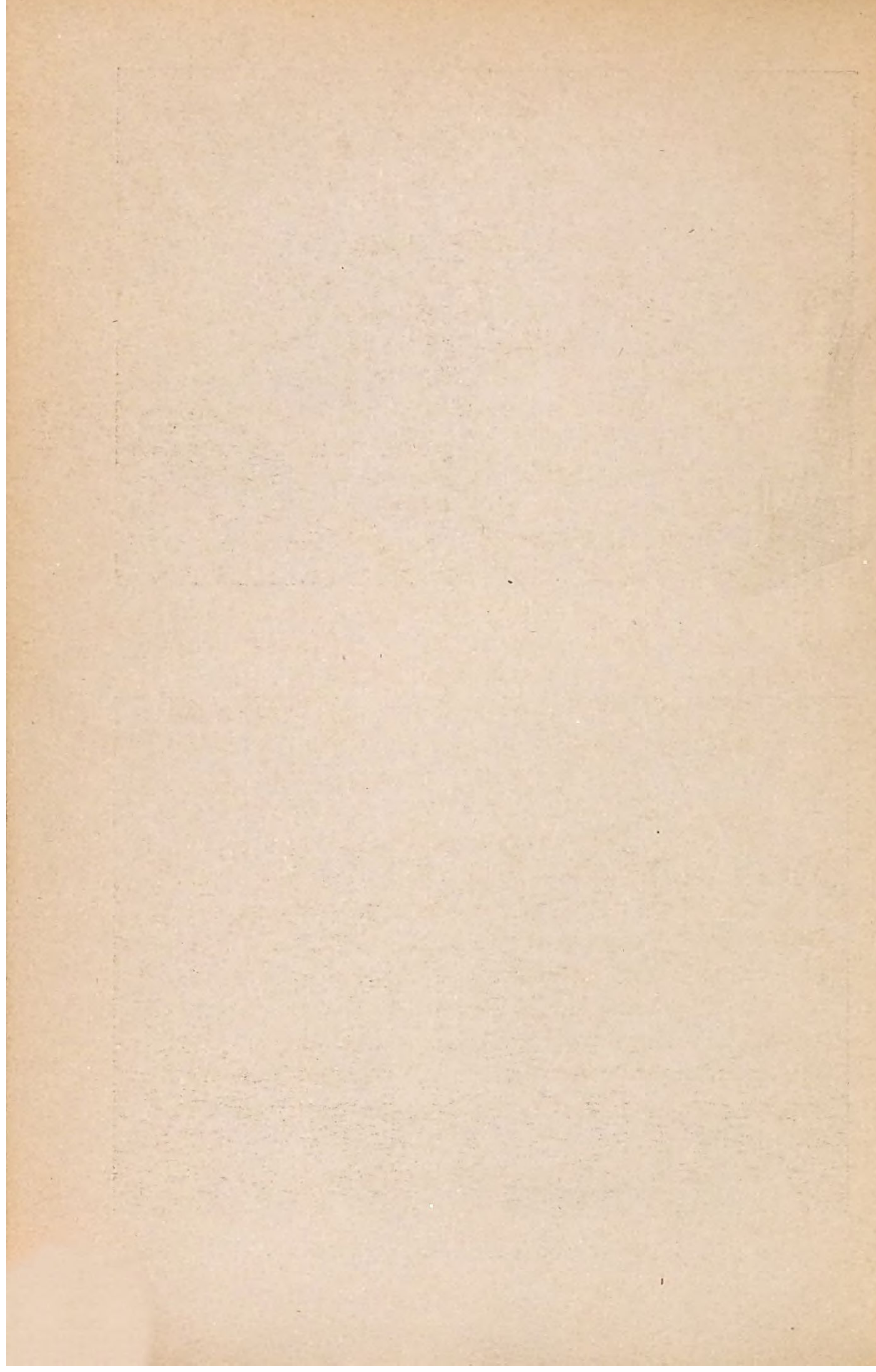
Wenn man nicht zufällig einen Schneider und Schuhmacher kennt, der gut nach englischem Muster zu arbeiten



Lieutenant von Eynard auf „Potinière“.



Lieutenant von Graevenitz auf „Zélus“.



versteht, so verschaffe man sich gutgearbeitete Sachen, die man von gewandten Handwerkern nachmachen lassen kann. Natürlich ist es notwendig, daß dieselben zur Copierung des Schnittes auseinandergetrennt werden.

Bei einiger Übung und sorgfältiger Beschaffung des Materials werden die gelieferten Sachen sich von den englischen nur wenig unterscheiden und jedenfalls dem Zwecke völlig entsprechen.

Das Hauptaugenmerk richte man auf die Beinkleider, damit das leidige Durchreiten möglichst vermieden wird. Dazu gehört, daß dieselben von oben bis unter das Knie die genügende Länge und Weite besitzen, unter dem Knie dagegen so fest anliegen, daß die Knöpfe, die vorn am äußeren Schienbeinknochen liegen müssen, ohne Zuhilfenahme eines Knöpfers schwer zugeknöpft werden können. Hat man sich trotzdem unterm Knie durchgeritten, was nicht immer zu vermeiden sein wird, so legt man auf die betreffende Stelle ein handgroßes Stück Verbandwatte, die man durch einen Gummi-Kniestumpf befestigt.

Die Stiefel müssen bequem sein und vom besten Leder angefertigt.

Die Bluse, die von Seide oder Atlas, im Winter auch von gestrickter Wolle, gefertigt wird, muß, wenn man deren nicht mehr als zwei, die man selbst gebraucht, anschaffen will, von mehr als genügender Länge und Weite sein, damit sie zur Not auch einem größeren Reiter dienen kann, ohne aus den Beinkleidern heraufzurutschen.

Dieselbe kann man sich übrigens auch nach einem Muster zu Hause oder von einer Schneiderin anfertigen lassen, wodurch man, ohne schlechter angezogen zu sein, sehr viel Geld sparen kann.

Die Kappe muß über die Ohrenspitzen gezogen und

so fest zugebunden sein, daß sie nicht verloren werden kann, was stets einen schlechten, dilettantenhaften Eindruck macht.

Man muß mindestens zwei vollständige Rennanzüge besitzen, von denen der eine, wenigstens was Beinkleider und Stiefel anbetrifft, von stärkerem, der andere von möglichst leichtem Material angefertigt sein sollte.

Den ersteren, der natürlich dauerhafter ist, benutzt man für gewöhnlich, den letzteren nur zur Aushilfe und wenn man sehr leicht reiten muß.

Was die Unterbeinkleider betrifft, die man stets nach dem Rennen ausziehen sollte, so haben sich sehr gut sitzende Trifot-Unterhosen oder bis über die Knie reichende ebensolche Strümpfe am besten bewährt; ebenso trage man unter der Bluse eine mehr oder minder warme Trifot-Unterjacke.

Um den Hals trägt man einen sogenannten weißen Piqué-Jagdschlips oder ein als Schlips zusammengelegtes Seidentuch, das mit einer Doppelnadel (nicht Tuchnadel) zusammengehalten wird.

Man kann dann das Hemde vollständig weglassen, was auch den Vorteil hat, daß das Umziehen nach dem Rennen vereinfacht wird.

Als Sporen, die — beiläufig bemerkt — nur ausnahmsweise angelegt werden sollten, wähle man mäßig lange silberne oder neusilberne Anschnallsporen, die so hoch über der Ferse sitzen müssen, daß man auch ranfleibige Pferde, ohne besondere Mühe, an der richtigen Stelle (möglichst dicht am Gurt) treffen kann.

Die Peitsche soll aus gutem Material gearbeitet und nicht zu biegsam sein.

Über dem Rennanzug trägt man einen langen, mög-

lichst aus etwas regendichtem Stoff gearbeiteten Paletot, den man erst beim Aufsitzen ablegt.

Für schmutziges Wetter muß man Überschuhe in Bereitschaft halten, denn nicht nur, daß der Rennreiter immer sauber zu Pferde steigen sollte (wenn er auch noch so schmutzig wieder absteigen wird), so ist es auch lästig, geballten nassen Lehm an den Füßen zu schleppen, was ohne Überschuhe manchmal unvermeidlich ist.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß die für Offiziere in Deutschland zum Rennreiten vorgeschriebene Uniform ein recht unzuweckmäßiger Anzug dafür ist.

Abgesehen davon, daß es für das Publikum schon bei klarem Wetter nicht leicht ist, die Pferde unter gleich oder ähnlich angezogenen Reitern zu erkennen, so wird dies bei dunklem Wetter oder auf größere Entfernungen geradezu zur Unmöglichkeit. Daß es nebenbei sehr kostspielig ist, wenn man in Uniform — die an einem schmutzigen Tage verdorben werden kann — stets sauber erscheinen will, liegt auf der Hand.

Der enganliegende Militairhosenschnitt ist auch wohl der ungeeignetste, der zum Reiten erfunden werden konnte, denn er behindert die freie Bewegung im Knie und befördert das Durchscheuern; Offizieren kann ich daher nur raten, ihre Rennbeinkleider möglichst nach dem oben beschriebenen Schnitt anfertigen zu lassen.

Auch von den angeschraubten Sporen muß ich diesen Herren abraten; denn erstens empfiehlt es sich nicht, jedes Pferd dieselben fühlen zu lassen, was unwillkürlich doch geschieht — sieht man doch sogar oft starke Verletzungen an den Schultern davon —, zweitens sind diese fest und dicht über dem Stiefelabsatz sitzenden Sporen sehr geeignet,

das Hängenbleiben im Bügel, die größte Gefahr beim Stürzen, zu befördern.

Wer ein Liebhaber von Luxus und Eleganz ist, der wird sich mit obigen Andeutungen freilich nicht begnügen, wird aber bald Gelegenheit finden, sich über Toilettenfragen zu orientieren.

Wichtiger aber als der Anzug scheint mir, wie überhaupt im Leben, so auch für den Rennreiter, ein angemessenes Benehmen.

Daß ich das nicht als selbstverständlich voraussetze, kommt daher, daß selbst sonst wohlerzogene Leute sich zuweilen nicht gleich recht in die richtige Art eines öffentlichen Auftretens finden können, wie mich die Erfahrung gelehrt hat.

Vor allen Dingen muß alles vermieden werden, was einer Schauspielerei ähnlich sieht; dazu gehört jedes auffallende Benehmen, wenn man sich im Rennanzug, der an und für sich schon die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, im Publikum befindet.

Man vermeide also peinlich allzu lautes Wesen, Witze machen, Cigarretten rauchend aufsitzen u. dergl.

Auf Fragen vonseiten des Publikums antworte man möglichst kurz und gebe niemals eine ganz bestimmte Antwort, wenn man nach den Chancen seines Pferdes gefragt wird; denn da man sich sehr oft irren muß, so kann man sich durch eine Angabe, durch deren Nutzenanwendung die Fragesteller vielleicht Geld verlieren, Unannehmlichkeiten zuziehen; der unglückliche Wetter ist ja stets geneigt, zu glauben, daß er „hineingelegt“ worden ist.

Wie häufig passiert es aber, daß man bestimmt erwartet, ein Rennen zu gewinnen und täuscht sich und beinahe noch öfter, daß man keine Chance zu haben glaubt

und doch gewinnt! Den Leuten, die wetten, ist es dann kaum zu verdenken, wenn sie sich ärgern und ihrem Zweifel an der bonae fidei der Auskunft — je nach ihrem Bildungsgrade mehr oder weniger höflich — hinterher Ausdruck geben.

Wenn das sich ereignet — und welchem Reiter wäre es noch nicht passiert — so ist es entschieden das Beste, so zu thun, als hörte man nichts, oder aber, wenn man einen der Schreier bestimmt erkennt, ihn nachher dem Vorstand so zu bezeichnen, daß er zur Verantwortung gezogen werden kann.

Das richtige scheint mir also, daß man, einmal zu Pferde, von dem Publikum überhaupt keine Notiz mehr nimmt und logisch ist es daher, daß man ebenso, wie man Äußerungen des Mißfallens überhört, etwaige Beifallsbezeugungen nicht beachtet, die überhaupt wohl bezahlten Schauspielern, Stiersechtern und allenfalls Jockeys, nicht aber Amateurs zukommen.

Noch eins möchte ich hier erwähnen, besonders für Herren, die auch im Auslande reiten wollen.

In Deutschland ist es Sitte, daß jüngere Herren, die mit älteren zusammen reiten, sich diesen vorstellen; doch sollte das vor dem Aufsitzen und lieber garnicht, als am Start geschehen. Auch dem Richter läßt man sich hierzulande bekannt machen, was — besonders auf kleinen Plätzen — auch ganz zweckmäßig ist.

Im Auslande geschieht das jedoch im Allgemeinen nicht und da man dadurch Befremden erregen könnte, unterbleibt es besser.

Es ist aber dort durchaus gang und gäbe, unbekannterweise mit jedermann bei Gelegenheit zu sprechen und ohne Vorstellung angesprochen zu werden, was wieder den preußischen Lieutenant im Auslande anfänglich befremdet.

Es ist dies eine von den Gewohnheiten anderer Länder, die den unsrigen vorzuziehen sind und sich in absehbarer Zeit, wie manches andere wohl auch hier einbürgern dürfte.

Hoffentlich gehört dazu auch die Bescheidenheit, die sich z. B. in der in England üblichen Ausdrucksweise für unser:

„Ich habe so und so viel Rennen gewonnen“, dokumentiert, welche lautet:

»I rode so many winners«

(ich habe so und so viel Sieger geritten).

Liegt darin nicht ein ganz charakteristischer Unterschied in der Auffassung?

Der Engländer hat das Glück gehabt, auf dem Pferde zu sitzen, welches gewann; der Deutsche „hat gewonnen“, er selbst.

Sehr leicht bildet sich jemand ein, er sei als Reiter den übrigen überlegen, während er vielleicht nur auf einem besseren Pferde gesessen und herzlich schlecht geritten hat. Jedenfalls liegt in der englischen Redewendung die Bescheidenheit, die den Wert jeder Leistung erhöht, stets angenehm berührt und in Wesen und Benehmen des Rennreiters nie vermißt werden sollte.

Sattel und Zäumung.

Es versteht sich von selbst, daß nur der allerbeste und dauerhafteste Sattel zu Benutzung für Rennen sich eignet; denn abgesehen von der Gefahr, die durch ein Schadhastwerden entstehen kann, so ist nichts ärgerlicher, als ein Rennen durch einen Umstand zu verlieren, der sich unschwer hätte vermeiden lassen.

Es ist keine Seltenheit, daß durch Plätzen der Gurte, Reißen der Bügelriemen, Zerbrechen der Bügel oder dergleichen ein Rennen aufgegeben werden muß oder doch

nur unter erschwerenden Umständen zu Ende geritten werden kann.

Natürlich ist diese Gefahr bei den leichten Sätteln größer als bei den schwereren und schon aus dem Grunde mache man sich zum Prinzip, stets auf dem größten Sattel zu reiten, den das zu reitende Gewicht erlaubt.

Wenn dieser bei einer soliden Firma gearbeitet — und nur von solchen sollten Ausrüstungsgegenstände zu Rennen bezogen werden — und wenigstens dreimal zu Hause probiert worden ist, so ist die Gefahr eines Accidents beinahe ausgeschlossen.

Bei den ganz leichten (3 Pfund) Sätteln ist dieselbe es bei Hindernisrennen niemals ganz und Herren, die nicht sehr viel Übung und besondere Weichheit im Sitz haben und selbst schwer sind, möchte ich doch von Benutzung dieser leichten Sättel in Hindernisrennen ganz abraten. Der Vorteil der 1—2 Kilo, die sie ersparen, wird durch den Nachteil eines unbequemen ungewohnten Sitzes und die Vergrößerung der Gefahr eines Accidents mehr als aufgewogen.

Was die *façon* des Sattels betrifft, so muß er für Rennzwecke für den Reiter (mehr als für das Pferd) passen; daher müßte jeder Rennreiter seine eigenen Sättel haben, auch wenn er fremde Pferde reitet.

Ein Reiter mit großem Gefäß darf keinen zu kleinen Sattelsitz, einer mit langen Beinen keine zu kurzen Seitenblätter haben; die letzteren sollten möglichst schräg nach vorn gerichtet sein, wodurch man unter Umständen mit kurzen Bügeln reiten kann, ohne mit den Knien auf die Pauschen zu geraten.

Wer sich aber gewöhnt hat, auf anderen, steiler geschnittenen Seitenblättern zu reiten und das bequem findet

der ändere nichts daran, denn: „Eines schickt sich nicht für Alle“.

Vermeiden sollte man aber auf größeren Rennplätzen schlecht aussehende, geflickte und etwa gar mit Bügeln für die Päcktaschen versehenen Militär-Dienstsättel. Ebenso kann ich die wildledernen Sättel nicht gutheißen, obgleich oder vielleicht gerade weil ich früher selbst viel darauf geritten habe.

Wenn man sehr schwer reiten muß, so empfiehlt sich ein sogenannter Bleisattel, der, bis zu 15 kg schwer, jetzt viel gebraucht wird und den großen Vorteil hat, das Gewicht absolut festliegend und gleichmäßig zu verteilen, ohne, wie schwere Bleidecken, einen Druck auf die Rippen des Pferdes auszuüben.

Die Bleidecken, welche die Form kleiner Satteldecken haben sollten und vorn und hinten beiderseits je eine, im ganzen also vier mehr oder weniger starke Bleiplatten enthalten, müssen vom besten Material gefertigt sein. Wenn man sechs Stück davon hat, von $\frac{1}{2}$ —5 Kilo, drei Sättel von ca. $2\frac{1}{2}$ kg, 5 kg und den Bleisattel von ca. 15 kg, so kommt man wohl ganz gut aus.

Für die Sättel, deren jeder einzelne zur Aufbewahrung einen Bezug aus Segeltuch haben sollte, beschafft man sich eine große lederne Tasche, um dieselben beim Transport nicht zu beschädigen; natürlich nimmt man nur diejenigen zum Rennplatz mit, die man voraussichtlich brauchen wird.

Was Zaumzeug und Zäumung betrifft, so würde es den Rahmen dieser Ausführungen überschreiten, wenn ich auf die geeignete Auswahl desselben für verschiedene Pferde hier näher eingehen wollte.

Die für jede Art Rennen naturgemäße ist eine



Mr. R. Gore auf „Red Prince“.



Lieutenant Suermondt auf „Meistersinger“.

dicke hohle Ring-Trense, die in das Kopfgestell eingenäht oder eingeschnallt ist und ein (nicht zu kurz geschnallter) Martingal mit Vorderzeug, welcher am Sattel angeschnallt ein Zurückrutschen desselben verhindert. Bei gurtentiefen, wesenleibigen Pferden ist das ganz unerlässlich, denn bei diesen kann selbst mit festgezogenen Gurten ein völliges Rückwärtsgleiten des Sattels eintreten; man muß in diesem Falle anhalten und das Rennen aufgeben, wenn man nicht in der nächsten Minute unfreiwillig vom Pferde kommen will.

Den Martingal halte ich, wenn man nicht sein Pferd genau kennt, für durchaus notwendig, denn er verhindert dasselbe an gänzlichem Aufwerfen des Kopfes (mit Gefahr für die Nase des Reiters verknüpft) und schützt so vor dem Verluste jeder Gewalt über einen Sterngucker.

Die Zügel, in die man sich bei Hindernisrennen niemals einen Knoten machen darf und die auch die für Puller so beliebten Knötchen nicht haben dürfen (damit man sie beim Sprunge durch die Hand gleiten lassen kann), sollten mäßig lang, von bestem Kernleder geschnitten und natürlich stets doppelt sein. Es ist also der in England beliebte einfache, durch den Martingal gezogene Zügel unzweckmäßig, denn er nimmt dem Reiter die Möglichkeit, dem Pferde den Kopf hochzunehmen, was in manchen Fällen — z. B. beim Boßen — notwendig ist; außerdem kann auch ein Zügel platzen, was in Ermangelung von Doppelzügeln verhängnisvoll werden kann.

Bei Regenwetter werden Lederzügel sehr schlüpfrig und man sollte auf alle Fälle stets ein Paar Gurtenzügel mitnehmen, die man im Bedarfsfalle einschnallt und die überhaupt für Puller zu empfehlen sind.

Reithalftern, scharfe Trensen, Kandaren, Schlaufzügel,

Nägelscheiben, Scheuflappen und was dergleichen Instrumente mehr sind, sind eigentlich alle zu verwerfen, da sie — wenn überhaupt — nur anfänglich etwas nutzen und dann das Übel, dessenthalben sie zur Anwendung kommen, gewöhnlich nur verschlimmern. Fremde Pferde, die mit dergleichen Werkzeugen ausgerüstet, einem zum Reiten angeboten werden, besteige man lieber nicht, ohne vorher die gewöhnliche Trense und Martingal aufgelegt zu haben. Meist gehen sie, dankbar für ersparte Schmerzen, dann besser als sonst, wie ich öfters erfahren habe.

Die Beine der Pferde müssen vor Greifen und Anschlagen durch Bandagen oder Gamaschen geschützt werden. Wenn die ersteren nicht sehr gut umgelegt werden, sind letztere — gut passend — entschieden vorzuziehen, denn es liegt auf der Hand, daß durch eine im Rennen sich lösende Bandage ein böser Sturz herbeigeführt werden kann.

In Deutschland und Frankreich, wo fast überall feste Gegenstände, wie Mauern, Koppelricks u. zu springen sind, sollten auch die Hinterbeine mit Gamaschen zum Schutz der Schienbeine versehen werden. Abgesehen von den entstehenden Verdickungen, die durch Verletzungen der vorderen Fläche derselben entstehen, kann auch eine Knochenhautentzündung die Folge sein, die weiteres Arbeiten oder Laufen eine Zeit lang unmöglich macht.

Kenntnis des Terrains.

Es ist durchaus notwendig, daß der Reiter das Terrain, auf dem er ein Rennen reiten will, genau kennt.

Das gilt nicht nur für Jagdrennen, sondern auch für Hürden- und Flach-Rennen.

Abgesehen davon, daß die Kenntnis auch mancher Flachbahnen wegen Bodenverhältnissen, etwaigen Uneben-

heiten, Biegungen u. s. w. demjenigen Vorteil bieten kann, der dieselben sorgfältig besichtigt hat, so sind sogar zuweilen auf kleinen Plätzen die die Bahn bezeichnenden Stangen in so weiten Zwischenräumen und so unzweckmäßig gestellt, daß man sich ohne Kenntnis der Bahn leicht irren und ein Rennen dadurch verlieren kann.

So ist es mir beispielsweise passiert, daß der Sieger eines größeren Flachrennens disqualifiziert wurde, weil der Jockey, obgleich er schon zwei Tage auf dem betreffenden Platze galoppiert hatte, schon an der ersten Biegung eine etwas aus der Richtung gestellte Bahnstange ignorierte.*)

In Hindernisrennen ist das sogenannte „Verreiten“, wozu ich nicht nur Einschlagen einer falschen Bahn, Umreiten der Wendeflaggen u. dergl., sondern auch jede Art von unbeabsichtigtem Umwege rechne, selbstverständlich viel häufiger. Es ist daher für diese Rennen meist ein Termin angesetzt, an dem das Terrain offiziell gezeigt wird. Dabei sollte kein Reiter fehlen, es sei denn, daß er dasselbe schon ganz genau kennt und sich vergewissert hat, daß keinerlei Veränderungen vorgenommen worden sind oder werden könnten.

Für besonders komplizierte Steeple-Chase-Bahnen, wie sie in Deutschland nicht eben selten sind, genügt sogar ein einmaliges Abgehen des Terrains in der Regel nicht, besonders wenn man die Absicht hat oder genötigt wird, das Rennen zu führen.

In scharfer Gangart und in der Erregung des Rennens ist es nicht ganz leicht, sich auf einem nicht genau bekannten Terrain so zurecht zu finden, daß man über die Richtung und den besten Weg zum Galoppieren und die beste Stelle zum Springen niemals im geringsten Zweifel

*) Bastard im Jahre 1894 in Neuß.

ist, welcher den Gewinnchancen jedenfalls zum Nachteil gereichen würde.

Besonders gilt dies für etwas kurzsichtige Herren, auch wenn dieselben mit Augengläsern reiten, denn diese können bei Regenwetter oder durch den vorweg vorgaloppierenden Pferden geworfenen Schmutz leicht unbrauchbar werden. Aus diesem Grunde empfiehlt sich übrigens das Tragen eines Monocles (vorausgesetzt, daß man daran gewöhnt ist), weil man dasselbe jederzeit fallen lassen kann.

In Bezug auf den einzuschlagenden Weg sollte man sich — sofern man seiner Sache sicher ist — nur auf sich selbst verlassen, nicht auf die voranreitenden oder auf etwaige Rufe der folgenden Herren.

Ich habe mich, soweit mir rememberlich, unter circa tausend Rennen nur zwei oder drei Mal verritten, bezw. Umwege gemacht; das war, als ich — als Anfänger — hinter Herren herritt, die ich für unfehlbar hielt und später einmal als ich es nicht für nötig gehalten hatte, eine eigentümliche Flachbahn ordentlich zu besichtigen.

Niemals also steige man zu Pferde, ohne die Bahn, die man zu reiten hat, so genau im Kopfe zu haben, daß man sie beinahe im Finstern finden könnte und vor dem Aufsitzen und während des Reitens zum Start überhöre man sich zu diesem Zwecke wiederholt darüber.

Durch unvorhergesehene Umstände, Verspätungen, Einspringen für einen verhinderten Reiter u. dergl., kann es allerdings notwendig werden, ganz ohne die Bahn gesehen zu haben, reiten zu müssen. Zum mindesten wird man sich dann durch die Gefälligkeit eines Kollegen auf dem Wege zum Start etwas orientieren lassen, besonders das letzte Ende zum Ziel flüchtig ansehen können und dann,

so gut es geht, sich hinter einen zuverlässigen Mitreiter legen, im übrigen aber eine sehr unterhaltende Jagd reiten.

Ich habe zweimal, ganz ohne das Terrain zu kennen, gewonnen, das letzte Mal eigentümlicherweise vielleicht gerade deshalb; denn naturgemäß hinter dem geschlossenen Felde liegend, sah ich, wie dasselbe, durch den innenliegenden Reiter verführt oder behindert die letzte Wendeflagge in großem Bogen umschiffte, was ich natürlich vermied, zwanzig Längen und damit das Rennen gewann.

Wie man durch sorgfältige Kenntnis des Terrains ein Rennen gewinnen kann, lehrt folgendes Vorkommnis. Der damalige Major von Rosenberg hatte im Jahre 1874 im Großen Badener Jagdrennen mit Red Nob wenig Chancen, des Baron Cramm Fantôme zu schlagen. Vor dem bekannten Badener Anberge liegt sumpfiges Terrain, um welches man auf einem Feldwege im rechten Winkel herumreiten mußte; Major von Rosenberg fragte sich nun, ob es nicht möglich sei, statt auf den Katheten dieses Dreiecks, auf der Hypothenuse, also quer durch den Sumpf zu reiten, wodurch man mindestens 50 Längen gewinnen mußte.

Er probierte das auf einem anderen Pferde aus und fand einen solchen ziemlich praktikablen Streifen, den er sich mit Reiskörnern markierte.

Im Rennen benutzte er diese Spur, gewann, obschon langsamer reitend, doch über 20 Längen, ritt mit aller Macht nach Hause und schlug Fantôme unter dem jetzigen General v. Mösner doch nur um einen Kopf.

Das hatte er also nur seiner Kenntnis und Benutzung des Terrains zu verdanken.

Ähnlich machte ich es einige Jahre später, als ich Major von Rosenbergs Tricolore im Badener Armeejagdrennen ritt.

Das Rennen führte damals auf halbem Wege durch

ca. 300 Meter Wald, in dem nur zwei, bei dem plötzlichen Wechsel von Sonnenlicht in Waldesdunkel schwer in voller pace zu bemerkende Wendeflaggen standen.

Um daher führend den Wald mit Vertrauen in voller Fahrt zu durchqueren, ließ ich mir kurz vor dem Rennen mit Kalk den einzuschlagenden Weg auf der Erde und an den Bäumen bezeichnen.

Ich gewann dadurch gegen meine mir zaghafter folgenden 12 Gegner mindestens zwanzig Längen und das Rennen.

In demselben Walde passierte übrigens durch Mangel ähnlicher Vorsichtsmaßregeln einige Jahre später ein recht ernstster Unglücksfall.

Durch besondere Umstände — es war ein Jockeyrennen — hatte ich mich veranlaßt gesehen, meinen mit allerersten Chancen ins Rennen gehenden Le Beau von dem verstorbenen Herrn W. Wehlschlaeger reiten zu lassen. Im Walde wollte genannter Herr plötzlich einen anderen Weg als sein Vordermann einschlagen. Le Beau verstand entweder die Hilfe nicht oder wollte dem vor ihm galopierenden Pferde folgen, kurz, Herr Wehlschläger fühlte plötzlich, daß er einem Baum in vollster pace nicht ausweichen konnte. Um seinen Kopf zu schützen, hielt er den Arm vor, der ihm vollständig am Ellbogen zersplittert wurde und fiel rückwärts herunter.

Das Rennen war verloren und der Reiter auf ein langwieriges Krankenlager geworfen.

Kenntnis des Rennreglements.

Vorteile bieten sich auch dem Reiter eines Rennens zuweilen und Weitläufigkeiten lassen sich vermeiden durch genaue Kenntnis des Rennreglements.

Es ist eigentümlich, wie gleichgiltig hiergegen sich oft

nicht nur Herren, sondern auch Jockeys zeigen. Für letztere, die für ihre Dienste bezahlt werden, ist es geradezu unverantwortlich, wenn sie sich aus purer — besonders Engländern eigentümlicher — Dickfelligkeit nicht vollständig mit den Regeln vertraut machen, deren Außerachtlassung ein Rennen kosten, deren Kenntniss eins gewinnen kann.

Ich will hier nur einen Fall erwähnen.

Fehlt irgendwo, an einem Hindernisse oder an einer Wendung, eine Flagge, die nicht etwa durch einen Reiter resp. ein Pferd in demselben Rennen umgeworfen, so gilt dieselbe als nicht vorhanden und man hat nicht nötig, die Stelle, wo sie hingehörte, zu respektieren, kann also bei einem Hindernis vorbei, oder um eine Wendung auf dem kürzesten Wege reiten, dabei also eventuell ungezählte Längen gewinnen. Freilich gehört dazu Kopf und Geistesgegenwart. Mehrfach ist etwas ähnliches bei Hürdenrennen, in denen es vergessen worden war, die Wendungen auszuflaggen, vorgekommen und ein diesbezüglicher Protest hat, dem Reglement gemäß, stets zugunsten des Abschneidenden entschieden werden müssen.

Da nach diesem nur die Flaggen und keine mündlichen Vorschriften vonseiten des Vorstandes oder Terrainzeigenden bindend für den Reiter sind, so lasse man sich, wenn etwa auf einem kleinen Platze z. B. die Wendeflaggen fehlen und nicht rechtzeitig aufgestellt werden können, nicht darauf ein, sich z. B. zu verpflichten, in einem Hürdenrennen die Markierung der Flachbahn zu respektieren, ohne daß sämtliche Mitreiter schriftlich dasselbe versprechen, was unter Herren jedenfalls genügen dürfte.

In Bezug auf Wertlosigkeit mündlicher Erläuterungen ist mir vor Jahren auf einem großen Platze folgendes begegnet:

Als ich das Terrain abging, welches, soviel ich mich

erinnere, schon vorher oder garnicht offiziell gezeigt worden war, fand ich am Ende eines die flachbahn umziehenden Abzugsgrabens eine weiße fahne; rechts von derselben war der Graben also zuende oder überdämmt. Die Wendung, die von dieser Stelle zur letzten Hürde führte, war sehr gering, aber eher nach rechts als nach links; als linke Wendeflagge hatte die fahne also keinen Zweck. Bekanntlich bezeichnen in Deutschland rote flaggen, die rechts bleiben müssen, Rechtswendungen, weiße Linkswendungen; ebenso sind die Hindernisse rechts rot, links weiß ausgeflaggt.

Da ich nun ein sehr sicher und aufmerksam springendes Pferd reiten wollte und man besser gegen die letzte Hürde kam, wenn man, ohne die flagge zu beachten, den Graben sprang, so fragte ich den die Bahn offiziell zeigenden Beamten, was die weiße flagge bedeute, da doch keine Linkswendung dort bezeichnet werden könnte.

Er antwortete, es sei auch keine Wendeflagge, sie solle nur die Stelle bezeichnen, wo der Graben aufhöre; meine frage, ob man denn nicht also den letzteren springen dürfe, bejahte er ausdrücklich.

Ich that es also, gewann leicht, es wurde protestiert und mein Pferd disqualifiziert trotz aller Argumente, die ich bis zum obersten Schiedsgericht zu meinen Gunsten anführte. Das Reglement sprach gegen mich.

Allgemeine Reifertigkeit.

Die Grundsätze der Reiterei gelten, wie früher erwähnt, im allgemeinen für jeden Zweig derselben und sind mutatis mutandis der Schulreiterei, der Campagne-Reiterei, der Jagd- und Renn-Reiterei gemeinsam.

Da nichts Vollkommenes auf dieser Welt existiert, so gab es, giebt es und wird es kaum je einen Menschen geben, der diese verschiedenen Zweige der Reitkunst gleichmäßig voll beherrscht, schon weil die zur Erreichung höchster Fertigkeit auf den verschiedenen Gebieten notwendigen Eigenschaften und Studien zu verschieden und zeitraubend sind, als daß ein Individuum dieselben in sich vereinigen und zur Perfektion bringen könnte.

Wie auf manchen anderen Gebieten, so ist auch in der Reiterei die höchste Leistung von Einseitigkeit schwer zu trennen.

Die beiden Extreme, die Schul- und Rennreiterei, berühren sich aber in der Campagne-Reiterei; in der Theorie würde also jemand, der es in letzterer zur Perfektion gebracht hat, auch ein vortrefflicher Schul- und Renn-Reiter werden können; denn er muß sowohl die allgemeinen unerläßlichen Eigenschaften — Sitz, Hand, Einwirkung — als die speziellen — Geduld und feines Gefühl des Schulreiters, Geistesgegenwart und Energie des Rennreiters — besitzen.

Gleichmäßig sind aber, wie gesagt, diese Eigenschaften in einer Person niemals vorhanden bezw. ausgebildet und deshalb finden sich in der Praxis keine auf allen Gebieten der Reiterei gleichmäßig herorragenden Koryphäen.

Wenngleich es auch für die Rennreiterei gilt, daß viele berufen, aber wenige auserwählt sind, so gilt doch auch das Sprichwort: „Übung macht den Meister.“

Zunächst muß man natürlich auf dem Pferde überhaupt sich schon zu Hause fühlen, womöglich von Jugend auf geritten haben und ein guter Naturreiter sein. Das ist vorteilhafter, als wenn man schlechten Reitunterricht genossen und dadurch an Reitergefühl verloren hat.

Das erste, was erlernt werden und auch später niemals ganz ungeübt gelassen werden sollte, ist die Sicherheit des Sitzes durch Gleichgewicht (Balance) und daraus folgend die Unabhängigkeit der Hand, die Führung. Das ist nicht anders zu erlernen als durch Reiten auf Decke oder Sattel ohne Bügel und Zügel und bildet die Grundlage jeder aktiven Reiterei.

Mit einiger Anlage und mehr oder weniger Übung wird jeder gut gebaute Mensch es darin zu einer gewissen Fertigkeit bringen können.

Wer Kavallerist gewesen ist, wird dieselbe ja schon besitzen und hat dann nur hin und wieder darin und in den sehr nützlichen Voltige-Übungen zu Pferde sich zu überhören und in Kondition zu erhalten.

Für Herren, die das Reiten ohne Bügel und ohne Zügel nicht oder nicht richtig erlernt haben, bemerke ich, daß die Hauptsache dabei ist, daß man sich übt, die Erhaltung des Sitzes durch Gleichgewicht (Balancieren) zu erreichen, nicht etwa durch sogenannten Schluß oder gar Festklemmen mit den Unterschenkeln.

Die letzteren müssen vielmehr ebenso wie die Füße natürlich herabhängen, damit alle Gelenke und Muskeln losgelassen und alle krampfhaften Spannungen vermieden werden.

Um das Herunterfallen zu verhüten, was zwar kein Unglück ist, halte man sich anfänglich im Vorderzeug oder Mähne fest, sobald man fühlt, daß die Balance verloren geht. Erst wenn der Reiter soweit ist, daß er ohne Bügel und mit „Hüften fest“ in allen Gangarten und beim Springen seinen Sitz nicht mehr verliert, ist er überhaupt befähigt, aktiv zu reiten bezw. einzuwirken.

Dazu braucht man die Schenkel und die Fäuste und es liegt wohl auf der Hand, daß, wenn man sich derselben

bedient, um den Sitz nicht zu verlieren, man sie nicht stets zu aktiven Hilfen bereit haben kann und außerdem das Pferd unwillkürlich beeinflussen und inkommodieren muß.

So selbstverständlich dies ist, so sündigen hierin doch viele Reiter, die von ihrer Reittierfertigkeit eine um so höhere Meinung haben, je weniger Gefühl sie besitzen, um zu wissen, was ihnen fehlt.

Am deutlichsten ist das beim Springen zu beobachten, und man kann z. B. getrost den Reiter, dessen Pferd dabei öfters mit dem Kopfe nach oben ruckt, in obige Kategorie zählen, zu der die Engländer ein großes Kontingent stellen.

Diese Leute kommen meist garnicht auf den Gedanken, durch oben erwähnte Übung den Sitz zu erlernen oder zu vervollkommen; denn darin, sowie in vielen anderen hippologischen Dingen halten sie alles Lernen für überflüssig, die Kenntnisse und die Befähigung dafür hat ihnen allen eine gütige Fee in die Wiege gelegt. Sie üben nur, die Mehrzahl natürlich immer falsch; sind die Resultate dann ungünstig, so ist das Pferd schuld oder sonst etwas; selten ahnt der Empiriker, welchen Unfug zu Pferde er treibt, wenn er irgend etwas Besonderes unternehmen will.

Nachdem in Vorstehendem festgestellt worden, welchen Grad von Reittierfertigkeit jeder, der an Rennreiten denken will, sich zuvor angeeignet haben sollte, wenden wir uns nunmehr zum Rennreiten selbst.

Wie erlernt man das Rennreiten?

Die nächstliegende Antwort hierauf lautet, wie aus dem vorstehenden schon entnommen werden konnte: „Durch Übung.“

Vorauszufragen haben der Hauptübung aber Vorübungen und Studium.

Was zunächst das letztere anbetrifft, so ist dessen Wichtigkeit nicht zu unterschätzen.

Allerdings verstehe ich darunter nicht theoretische Studien, denn weniger als jeder andere Zweig der Reitkunst läßt sich die Rennreiterei theoretisch erlernen.

Ich meine damit nur, daß man sich mit dem Wesen derselben vertraut gemacht haben sollte, weiß, worauf es ankommt, technische Details und Ausdrücke kennt und soviel aus eigener Beobachtung von Rennen und Rennreitern herausgefunden hat, daß man das Richtige vom Falschen zu unterscheiden versteht, mit einem Worte: ein Rennen so zusehen kann, daß man die einzelnen Phasen desselben und die Leistung von Reiter und Pferd, besonders die Fehler der ersteren, richtig beurteilt.

Es ist das gar nicht so schwierig und selbst Laien, wenn sie nur ein intensives Interesse daran haben, in höherem oder geringerem Grade erreichbar.

Den Beweis dafür bietet die im allgemeinen richtige Beurteilung des großen — besonders wettenden — Publikums von Reiter und Pferd. Es ist geradezu erstaunlich, wie genau dasselbe nach und nach aus eigener Anschauung sich zu orientieren und die Fähigkeiten von beiden meist richtig zu tarieren vermag.

Die gewöhnlichsten Fehler der Anfänger, wie Umwege machen, zu weit aus dem Rennen liegen, unnötig treiben und dergleichen wird derjenige kaum begehen, der oft gesehen hat, wie es gemacht werden muß und wie fast jeder Fehler bemerkt und gerügt wird.

Man sollte also nicht eher öffentliche Rennen reiten, ehe man nicht als Zuschauer wenigstens das Beurteilungsvermögen häufiger Rennbahnbesucher sich angeeignet hat. Weiß man einmal, wie eine Sache gemacht werden soll,



Graf Wilamowitz-Moellendorf auf „Anvil“.

was richtig und was falsch ist, so ist es nicht schwer, herauszufinden, was einem fehlt und was man also zum besonderen Gegenstand der Übung machen soll.

Das nächstliegende ist der sogenannte „Rennsitz“, dessen Korrektheit eine gewisse Routine voraussetzt.

Die meisten Anfänger bilden sich ein, daß es genügt, wenn sie sich die Bügel kurz schnallen, sich in dieselben stellen, den Oberkörper vornüber neigen und losgaloppieren.

So einfach ist es nun doch nicht und die Angewohnheiten verschiedener, zumal diffiziler Pferde werden den angehenden Jockey bald überzeugen, daß das nicht immer geht.

Eine feste Regel für den Sitz und die Länge der Bügel läßt sich absolut nicht aufstellen. Der Gesichtspunkt, von dem man dabei ausgehen muß, ist der, daß man durch den Rennsitz es dem Pferde so leicht als möglich machen muß, ohne dabei die Einwirkung auf dasselbe zu verlieren.

Es liegt auf der Hand, daß sich derselbe also je nach Figur, Reitsfertigkeit und Kraft des Reiters, sowie nach dem Gebäude und den Eigentümlichkeiten des Pferdes modifiziert.

In der That sehen wir nicht nur, daß gleich gute Rennreiter große Verschiedenheit im Sitz haben, sondern auch daß dieselben je nach Umständen denselben verändern und sich verschiedenen Pferden und Situationen anpassen.*).

*) Anmerkung. So ritten z. B. Herr v. Wilamowitz und Graf f. Metternich mit sehr kurzen, Graf G. Lehndorff und Herr v. Rosenberg mit ziemlich langen Bügeln und alle vier Herren gehörten zur besten Klasse der Rennreiter.

Mit Bezug auf das Bild des ersteren Herrn, das die Unterschrift „Auf meinem Anvil“ trägt, existiert eine Anekdote, die ich denjenigen meiner Leser, welche dieselbe nicht kennen, nicht vor-
enthalten will.

Herr v. Wilamowitz war in den fünfziger Jahren einer der

Als Vorschrift möchte ich also nur das gelten lassen, daß jeder sich nach seiner Figur, Kraft, Angewohnheit und seinem Pferde den Sitz, der ihm der behaglichste ist, angewöhnt und denselben je nach Bedarf und Gefühl modifiziert.

So habe ich Reiter, die anfänglich mit kurzen Bügeln zu reiten für nötig hielten, allmählich, mit zunehmender Übung und Kraft, dieselben verlängern sehen und das umgekehrte zu meinem Leidwesen an mir selbst erfahren.

Es wird also ein Gegenstand der Übung sein müssen, sich da auf verschiedenen Pferden, die keineswegs Rennpferde sein müssen, im Jagdgalopp den Sitz anzueignen, der für Reiter und Pferd der geeignete ist, und das geschieht für Hindernisrennen am besten auf Jagd, sei es hinter lebendem Wild, hinter Schlepphunden oder auf Schnitzeljagd; Gelegenheit zu einer von dieser Art Jagden findet sich ja häufig genug.

Ehe man nicht ein firmer Jagdreiter ist, sollte man an Rennreiten nicht herangehen.

Gewöhnlich finden auch im Anschluß an die Jagden kleinere Rennen statt und es ist sehr vorteilhaft, wenn man erst da den Übergang vom Jagd- zum Rennreiten übt, ehe man sich öffentlich produziert. Geht das gut, sollte

bekanntesten unserer Herrenreiter und sein Bild auf Anvil wurde sehr bekannt, da man damals nur selten dergleichen Porträts zu sehen bekam.

Da geschah es, daß er mit Anvil in einem Jagdrennen so zu Fall kam, daß er eine Zeit lang unter das Pferd zu liegen kam, ohne sich jedoch weiter zu verletzen.

Bald darauf brachte ein Witzeblatt das bekannte Bild Anvils mit der Unterschrift: „Auf meinem Anvil“, dazu aber ein Pendant, in dem obiger Sturz dargestellt wurde mit der Unterschrift: „Auf meinem Wilamowitz“.



Graf G. Lehdorff auf „Godolphin“.

man sich erst noch auf kleinen Plätzen ein wenig Routine aneignen, ehe man auf einer größeren Rennbahn auftritt, die ein durch Wetten und häufiges Zusehen so sportlich gebildetes Publikum besitzt, daß eine augenfällige Inferiorität leicht dessen Spott hervorruft.

Läßt es sich einrichten, so ist es gewiß sehr zweckmäßig, wenn man außer den Jagden auch noch Galopps auf Rennpferden, womöglich unter Aufsicht eines erfahrenen Herrn oder Trainers, zur Übung mitreiten kann; meist genügen schon einige Wochen, wenn man täglich einige Pferde in der Arbeit mitreitet — je mehr verschiedene, desto besser —, um sich über den Sitz und die Behandlung derselben in schnellen Gangarten zu orientieren.

Das einzige, worin es schwer ist, zu genügender Übung zu gelangen, ist der Finish oder das Ausreiten, und doch ist es gerade das, was der Übung bedarf, denn wir sehen, daß bei sonst gleichwertigen Reitern derjenige immer sehr im Vorteil ist, der vor dem andern die Praxis voraus hat, wie das z. B. von den meisten englischen Herren unsern Anfängern gegenüber gilt.

Auf die Technik des Finish-Reitens komme ich bei späterer Gelegenheit zurück. Hier möchte ich nur noch erwähnen, daß das Üben desselben auf Reitpferden oder sogar auf Ponys keineswegs zu verachten ist; die sind doch schon eher zu beschaffen als Rennpferde, welche zu solchen Übungen kein vernünftiger Mensch gebraucht resp. hergiebt.

Für das leidige Verlieren eines oder beider Bügel, welches wohl ein Rennen kosten kann, macht die Länge oder Kürze derselben keinen großen Unterschied aus; Reitern, denen das leicht passiert, empfehle ich sehr, um die Fußgelenke einen fadendünnen Gummiring — wie er in Geschäften zum Umschnüren von Paketen benutzt wird — zu

legen, der ein Verlieren des Bügels beinahe unmöglich, das Wiederfangen eines verlorenen allerdings schwer macht.

Hat man aber in Hindernisrennen einen oder beide Bügel verloren und ist nicht sehr geübt im Reiten ohne Bügel, so suche man, wenn irgend möglich, dieselben vor dem nächsten Sprung wiederzubekommen, wozu man sich seitwärts herunterneigen und den Bügelriemen fassen muß. Ist es aber nicht gelungen oder befindet man sich so nahe am Ziel, daß man sich damit nicht aufhalten kann — und ohne das geht es gewöhnlich nicht ab —, so ergreife man das Vorderzeug oder die Mähne des Pferdes, um die Stütze für den Sitz zu behalten, die man sonst leicht im Maul desselben suchen müßte.

Durchaus unsportlich und unfavalleristisch ist es, ein Rennen wegen verlorener oder eines zerrissenen Bügels aufzugeben, es sei denn, daß die Schwierigkeiten des Pferdes dadurch alle Gewinnchancen aufheben. Ich habe schon manches Rennen mit fehlendem Bügel gewinnen sehen, z. B. die große Steeple chase zu Sandown Park von Ballot Boy — wenn ich nicht irre — unter A. Nightingale, dem schon auf halbem Wege beide Bügelriemen geplatzt waren.

Sitz und Hilfen.

a) Auf normalen Pferden.

Hat man sich in den im vorigen Kapitel besprochenen Übungen hinreichend befestigt, daß man sich öffentlich sehen lassen kann, so ist es sehr vorteilhaft, wenn man auf einem bequemen Pferde debütieren kann, damit man nicht durch äußere Schwierigkeiten den eigentlichen Zweck der Übung, das Gewinnen des Rennens, aus den Augen verliert.

Außerdem ist der erste Eindruck, den man macht und empfängt, oft entscheidend für die ganze Zukunft.

Es giebt Pferde, deren harmonisches Gebäude, natürliche Haltung und stetige Anlehnung an das Gebiß im Galopp den Reiter schon zurechtsetzen und sich zu Hause fühlen lassen.

Auf diesen wird ein leichtes Vornüberneigen des Oberkörpers und Stellen in die Bügel bei anliegendem inneren Knie, senkrechtem Hang der Unterschenkel und tief stehenden Fäusten sich von selbst ergeben.

Diese Haltung wird in Flachrennen und, wenn das Pferd gut springt, auch über kleine Hindernisse das ganze Rennen hindurch beibehalten werden können.

Leider gehören diese Pferde aber doch zu den Ausnahmen und es wird für die Mehrzahl der Reiter nicht immer möglich oder richtig sein, diesen Sitz einzunehmen bezw. beizubehalten. Meistenteils wird man je nach Gebäude und Angewohnheiten des Pferdes denselben modifizieren müssen.

Ich bin ein Freund von vornübergeneigtem Sitz, weil er dem Pferde angenehm sein muß und ihm das Auf- und Abwölben des Rückens im Galopp und das Vorbringen der Hinterhand erleichtert.

Die bekannten Baucherschen Versuche, durch Wiegen eines auf zwei Waagen stehenden Pferdes festzustellen, wie groß die Gewichtsverschiebung auf Vor- und Hinterhand durch den Sitz des Reiters wird, haben für ein Pferd in der Bewegung um so weniger Gültigkeit, je schneller die letztere ist.

Dieselbe stellt doch eine fortgesetzte Verschiebung des Schwerpunktes dar und da das galoppierende Pferd zur Erhaltung des Gleichgewichts genötigt ist, mit der Hinter-

hand denselben zu stützen, so kann und muß es mit derselben um so mehr vorgreifen, je weiter derselbe nach vorn liegt.

Da die Entlastung der Vorhand aber hauptsächlich durch das Biegen und Vorgreifen der Hinterhand geschieht, so irrt sich der Reiter, der sich einbildet, auf der Hinterhand zu reiten, wenn er sich hintenüber legt, ohne daß dieselbe sich biegt. Ich kann also darin nicht einmal eine Schonung der Vorderbeine erblicken, worauf es ja übrigens im Rennen nicht ankommt.

Es wird aber manchmal nicht möglich sein, vornüber geneigt oder selbst gerade zu sitzen und zwar wenn man ein Pferd nicht halten kann oder einen Sturz vermeiden will, auch wenn die Ermüdung des Pferdes so groß ist, daß die Erhebung der Vorhand durch die vorgreifende Hinterhand demselben schwer fällt. Dann muß dieselbe durch Gewichtsverlegung des Reiters entlastet werden, wennschon auf Kosten der Vorwärtsbewegung.

b) Auf schwierigen Pferden.

Nicht so leicht und einfach stellt sich die Sache auf schwierigen Pferden.

Wenn das Pferd der Einwirkung des Gebisses auf die Hinterhand sich widersetzt, so sagt man, dasselbe sei nicht am Zügel, sondern hinter dem Zügel.

So widersinnig es also auch dem Laien klingen mag: Der Puller ist nicht am Zügel.

In langsamen Gängen und bei scharfer Zäumung wird sich das oft deutlich zeigen, indem er die Anlehnung an dieselbe scheut; sobald aber die Schnelligkeit der Gangart eine Anlehnung an das Gebiß nötig macht, wird diese so stark genommen, daß dem weniger geübten Reiter die Herrschaft über das Pferd häufig verloren geht.

Andere Pferde lümmeln sich schon im Trabe so auf die Zügel, meistens allerdings nur auf einen, daß man fühlt, daß jede Durchlässigkeit fehlt.

Die Art und Weise, Puller zu halten, richtet sich zu sehr nach dem Gefühl und den Fähigkeiten des Reiters, sowie den Eigentümlichkeiten des Pferdes, sich den Einwirkungen des Gebisses zu entziehen, als daß bestimmte Regeln dafür aufgestellt werden könnten.

Dem besten Reiter wird das naturgemäß am besten gelingen, da ihm sein Gefühl der beste Wegweiser für die anzuwendenden Hilfen sein wird.

Kraft, nicht nur der Arme, sondern auch Beine und besonders der Rückenmuskeln ist aber ein Hauptfordernis zum Halten. In der Kraft liegt die Weichheit und Ruhe der Hand. Nur damit, in Verbindung mit viel Routine, wird es in den meisten Fällen gelingen.

Scharfe Zäumungen sind fast immer verkehrt und machen, wenn sie auch anfänglich nützen, das Übel nur schlimmer.

Wenden wir uns also der ersten Kategorie zu, die im Trabe nicht ans Gebiß gehen und durch Hestigkeit, Kopfschlagen und plötzliches Wegbohren andeuten, wessen wir uns im Galopp zu gewärtigen haben.

Gewöhnlich sind dieselben mit leichtem Hals oder schwachem Rücken und Hinterbeinen versehen und werden es uns Dank wissen, wenn wir durch Vornüberneigen des Oberkörpers dieselben entlasten.

Im Rennen oder bei einem guten Galopp kann man das Pferd oft auf diese Art ruhig laufen lassen; in den meisten Fällen wird das Pullen nicht so schlimm sein, als man erwartet hat und nach einigen hundert Metern häufig aufhören. Es ist dies jedenfalls besser, als durch Würgen und

Reißen das Pferd halten zu wollen, was, selbst wenn es gelingt, mit mehr Aufwand an Kraft verknüpft ist, als wenn man es ruhig galoppieren läßt, wobei man noch dazu an Terrain gewinnt und oft auch die Laune desselben günstig beeinflusst.

In der Arbeit freilich behandelt man diese Art Pferde anders, denn da man nicht immer schnelle Galopps geben kann, so muß man versuchen, sie zunächst im Trabe etwas an die Zügel zu bringen und wenn man angaloppiert hat, die Pace nur soviel zu verschärfen, als man der Möglichkeit, dieselbe wieder zu verkürzen, gewiß ist. Die von Trainern meist gegebene Instruktion: „die Hände heruntersetzen“, ist gänzlich wertlos, denn so können nur überaus kräftige Reiter überhaupt pullende Pferde halten; um dieselben in der Gewalt zu behalten, muß ja doch der Kopf, natürlich mit den Händen, immer wieder höher genommen werden, besser also man läßt ihn gar nicht zu sehr herunter, was mit „hands down“ unvermeidlich ist; aber die Hände so ruhig als möglich zu halten, sollte man sich einüben.

Wie schon früher bemerkt, sind übrigens manche Pferde dieser Art merkwürdigerweise hinter anderen leichter zu halten, als wenn sie allein bezw. vorn gehen.

Die andere Art von Pullern, die sich meist auf einen Zügel auflegen, sind nur dadurch zu halten, daß man sie verhindert, den Kopf ganz nach der weichen Seite herumzuwerfen.

Es wird dies ohne Kraftaufwand freilich nicht abgehen, obschon man auch hier mit dem Gefühl weiter kommt als mit roher Gewalt. Mit der weichen Seite des Maules kann man nämlich wenig machen; man ist also fast ganz auf die feste Seite zum Halten und Lenken angewiesen.

Es liegt auf der Hand, daß das um so wirksamer

geschehen kann, je mehr man sich Gefühl und Nachgiebigkeit erhalten oder angeeignet hat.

Der vornüber geneigte und selbst der senkrechte Sitz wird dabei allerdings nur von außergewöhnlich kräftigen und gefühlvollen Reitern beibehalten werden können; die meisten werden genötigt sein, durch Hintenüberlegen des Oberkörpers einen Ausgleich für die fehlende Kraft und durch Annehmen und Nachgeben zu verhindern suchen, daß das Maul gefühllos wird.

Wenn man das Pferd nicht kennt, welches man im Rennen reitet, so muß man sich vorher, womöglich bei Leuten, die es geritten haben oder kennen, über dessen Eigenschaften zu orientieren suchen. Manchmal wird man dadurch einen nützlichen Fingerzeig erhalten können. In Flachrennen oder — springt der Puller ganz sicher — auch in Hindernisrennen ist ruhig vorn gehen lassen oft zweckmäßig, selbst wenn ein Warterennen für die Chancen das beste scheint; man kann ja ganz gut vorn warten, besonders wenn es durch anfängliches Raschgehen gelungen ist, die Mitreitenden über die Pace zu täuschen.

Manche Pferde gehen am besten im Haufen, besonders die auf einem Zügel liegenden, lassen sich auch da eher am Ausbrechen verhindern oder denken überhaupt gar nicht daran, wenn sie zwischen anderen Pferden sich befinden.

Die meisten Puller aber, besonders wenn sie noch obendrein herzlos sind, was sehr häufig vorkommt, sind weitaus am leichtesten zu halten, wenn man ganz hinten im Rennen geht.

Bisweilen wird es nötig sein, schon am Ablauf allmählich und hinter dem Felde abzureiten, weil sie sich sonst nicht zurücknehmen lassen — der einzige Fall, wo ein Terrainverlust am Start gerechtfertigt ist.

Es ist merkwürdig, wie ruhig dann manchmal ein heftiger Puller hinterher galoppiert und ohne die sonst übliche Aufregung und Spannung geht und springt, wodurch er natürlich dann zu Ende des Rennens frischer ist und über die letzten Sprünge mehr Energie und Gehlust zeigt, als den Konkurrenten lieb ist, denen er zuletzt an den Kopf geht.

Ein gutes Pferd, welches obengenannte Eigentümlichkeit zeigte, war Udare, die bekannte Schimmelstute des Prinzen G. Radziwill.

In England allmählich durch festhalten immer mehr verdorben, war sie endlich so weit, daß sie schief und langsam sprang, denn je mehr sie pullte, desto mehr wurde durch Reißen und Hintenüberwerfen ihr das Abspringen erschwert. Als sie so schlecht lief, daß es aussichtslos schien, ein Rennen mit ihr zu gewinnen, konnte ich sie endlich erstehen, was längst mein Wunsch war. Darauf kam der Jockey, der sie so malträtirt hatte, — aus Menschenfreundlichkeit — zu mir, um mir zu sagen, wie diese schwierige Stute geritten werden mußte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu antworten, daß ich noch nicht wüßte, wie dieselbe zu behandeln sei, daß ich aber ganz genau wüßte, wie es nicht geschehen dürfte. Ich glaube kaum, daß er mich verstanden hat.

In der That hatte Udare eigentlich sehr wenig Schwierigkeiten und war, einmal mit der Hand ihres Reiters vertraut gemacht, keineswegs schwer zu reiten, doch nahm ich niemals mit ihr einen guten Start, da sie ruhig hinterher geritten viel ruhiger ging und sprang. Mr. W. H. Moore, zweifellos ein vorzüglicher Reiter, konnte sich aber dazu nie recht entschließen und hatte daher immer etwas mit Halten zu kämpfen, was für das

Temperament der Stute bezw. Wachrufen unangenehmer Erinnerungen nicht zweckmäßig war.

Nur einmal entsinne ich mich, mit Udare mit einem fliegenden Start abgesprungen, das ganze lange Rennen geführt und leicht gewonnen zu haben; das war im großen Berliner Jagdrennen 1885. Dies hatte aber den Grund, daß gefährliche Gegner im Rennen waren, deren Kondition und Stehvermögen ich aber anzuzweifeln Ursache hatte, während ich dessen bei meiner Stute, die überdies weniger Gewicht zu tragen hatte, gewiß war.

Ähnliche Pferde wie Udare, die ich, unter ähnlichen Umständen in England verdorben, wohlfeil kaufte, waren Lady Mary II, War Cry, Lady Tempest und andere, die sämtlich unschwer zu forrigieren, schließlich leicht zu reiten waren und gute Rennen gewonnen haben.

Schwieriger war Idea, ein Hengst, der eine so unbiegsame Hinterhand hatte, daß er in schneller Pace seine Haltung vollständig verlor und für alle Hilfen gefühllos blieb. In England galt er daher für lebensgefährlich und war es auch wirklich. Erst ganz allmählich, nicht ohne längere Pilarenarbeit, wurde er so durchlässig, daß er in langsameren Gangarten (Jagd) geradezu bequem, im Rennen wenigstens dirigierbar wurde, wenn man ihn nicht völlig sich strecken ließ.

Einer der stärksten Puller, die ich geritten, war Calrossie, Mutter u. a. von Casanova, der auch pullen kann, eine leichte, heftige Stute, die absolut hinten nicht vernünftig gehen wollte. Da sie aber sehr sicher in schneller Pace sprang, habe ich stets mit ihr geführt und gar nicht versucht, sie zu halten, weil das sie irritierte. Die Rennen, in denen sie lief, wurden daher immer sehr schnell gelaufen;

einen Fehler aber hat sie niemals gemacht, obschon sie über die schwierigsten Bahnen Deutschlands gegangen ist. Für einen geübten Reiter war sie vorn keineswegs unangenehm zu reiten, im Gegensatz zu Adare, die bequem nur hinten zu reiten war.

Den Gegensatz zu dieser Art von Pferden bilden diejenigen, die aus Faulheit oder Laurigkeit und Herzlosigkeit nicht an das Gebiß herangehen.

Es ist diese Sorte meiner Ansicht nach viel schwieriger zu behandeln und Sitz und Hilfen herauszufinden, um dieselben an die Zügel zu bringen.

Selbst wenn man es versteht, die vortreibenden Hilfen — besonders Peitsche und Sporen — richtig anzuwenden, so ist es doch lästig und ermüdend, das fortwährend thun zu müssen und doch giebt es faule Pferde, die das so gewöhnt sind, daß sie ohne energische Mittel nicht vorwärts gehen.

Hier ist ein guter Start oft von großer Wichtigkeit, denn selbst manche sonst keineswegs faule oder feige Pferde neigen dazu, wenn sie hinten gehen, laurig zu werden und — wenn sie dadurch vielleicht noch die ersten Hindernisse lässig gesprungen und Terrain verloren haben — so widerwillig zu gehen, daß sie nicht mehr ins Rennen zu bringen sind.

Sowohl bei Flach- als bei Hindernisrennen muß man also gut abzukommen und durchaus, selbst unter Anwendung von Peitsche und Sporen, das faule Pferd auf dem Platze zu halten suchen, auf dem man reiten will. Sehr oft geht das Pferd allmählich besser, wenn es merkt, daß der Reiter ernstlich gesonnen ist, die Faulheit nicht zu dulden.

Häufig wird auch das lässige oder laurige Pferd lebhafter und williger, wenn es vorn geht, wenigstens so, daß es die Nase stets etwas vorn behält; es erwacht dann

oft der Ehrgeiz, der durch falsches Reiten, Bummelei oder Mißhandlung erstickt schien. Auch durch Vornüberneigen des Oberkörpers seitens des Reiters habe ich manche derartige Tiere unendlich besser gehen sehen, als es durch alles Einsitzen und vortreibenden Hilfen gelang, gegen die sie gleichgiltig, wenn nicht gar widerseßlich geworden waren. Fühlen sie aber, wie der Reiter es ihnen bequem macht und sie nicht mißhandelt, so gehen sie mitunter willig und sind gar nicht wiederzuerkennen. Die Reiter, die hier immer das richtige zu fühlen und auszuführen verstehen, sind allerdings recht selten.

Herzlose Pferde, besonders solche, die den Endkampf verweigern, werden, besonders im Flachrennen — meistens mit Scheuflappen — gewöhnlich vorweg geritten, häufig unter fortwährendem Treiben.

Das halte ich nicht unbedingt für richtig. Erstens macht man dieselben leicht müde und dadurch jedenfalls nicht williger zu energischem Galoppieren und ferner werden sie trotz Scheuflappen doch ganz genau merken, wenn ihnen die äußerste Anstrengung vor Erreichung des Zieles zugemutet wird und sich derselben um so mehr zu entziehen suchen. Ich habe selbst Pferde geritten, die noch sehr frisch und führend um die letzte Ecke galoppierten, dann aber plötzlich das Gebiß losließen und, ohne auf die vortreibenden Hilfen zu reagieren, förmlich darauf warteten, daß andere ihnen vorbeigingen.

Es scheint mir zweckmäßiger zu sein, nach einem guten Start derartige Pferde gehen zu lassen, wie es ihnen beliebt, am besten mit einer leichten Anlehnung an das Gebiß auf einem guten Platz im Rennen zu bleiben. Sehr oft bekommen dieselben, besonders wenn sie einer guten Klasse angehören, dadurch Gehlust, daß sie sich den andern

überlegen fühlen. Man sollte dann aber doch das Rennen nicht zu früh forcieren, also nicht ehe man sicher ist, mit diesem einen Vorstoß auch das Ziel zu erreichen.

c) Beim Springen.

Es giebt so leicht zu reitende und so gut springende Pferde, daß jeder, der auf die Bezeichnung Rennreiter Anspruch erheben kann, imstande ist, dieselben in guter Manier über eine Hindernisbahn zu dirigieren.

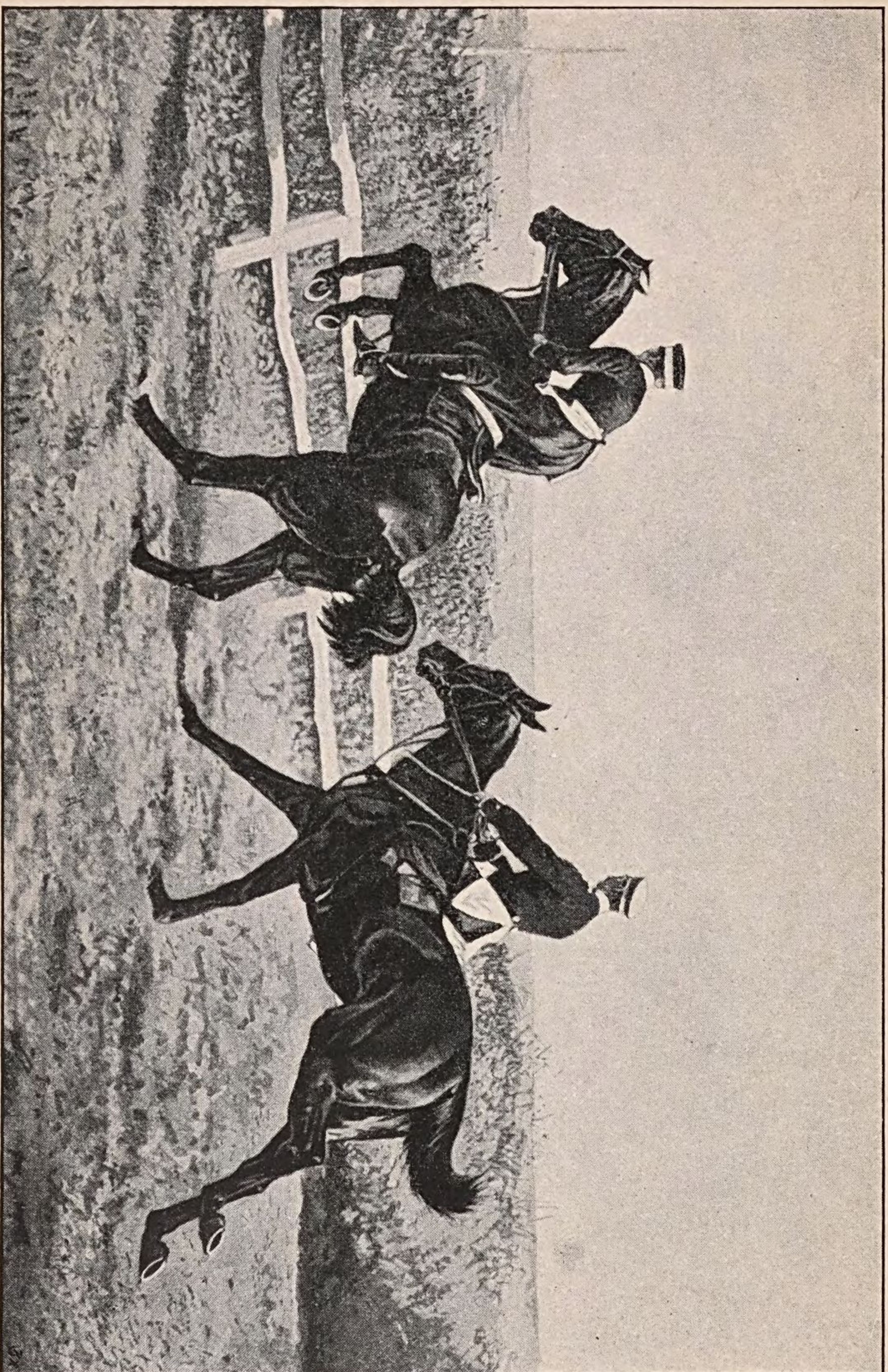
Es gehört dazu weiter nichts, als daß man sich so passiv wie möglich verhält, um das Pferd nicht zu stören.

Der Sitz im Sprunge muß dem Rennreiter so geläufig sein, daß er denselben nie verlieren darf, wenn nicht das Pferd einen so groben Fehler macht, daß der Verlust des Gleichgewichts unvermeidlich wird.

Am richtigsten ist es, wenn man gar keine Veränderung am Sitz des Reiters wahrnimmt, wenn er gegen ein Hindernis geht, vorausgesetzt, daß letzteres oder das Pferd keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Unter Umständen ist es aber angezeigt, um dem Pferde die Thätigkeit der Hinterhand zu erleichtern, zum Abschwunge derselben das Gesäß ein wenig aus dem Sattel zu lüften.

Jeder Reiter hat aber darin seine eigene Manier und Gewohnheit und es wäre falsch, wenn er den Sitz anderer nachahmen wollte, die vielleicht eine andere Figur, Kraft und Angewohnheit haben. Außerdem wird sich der Sitz und das Reiten über Hindernisse überhaupt dem Pferde anzupassen haben und läßt sich schematisch nicht vorschreiben, wie dies bei Gelegenheit der Besprechung über lange und kurze Bügel betont worden ist.

Auch die Art der Zügelhaltung ist Gewohnheitsache und nicht nach militärischem Muster vorzuschreiben; es



Lieutenant Suermont und Lieutenant Firh. von Reitzenstein.

empfiehlt sich aber, die Zügel so zu fassen, daß man eine Hand — gewöhnlich die rechte, welche die Peitsche führt — loslassen kann, ohne daß eine Veränderung im Maule des Pferdes derart eintritt, daß man mehr mit einem Zügel wirkt; das könnte zu Ausbrechen, Unreiten oder dergleichen führen.

Im Übrigen kommt es nur darauf an, daß man dem Pferde, schon ehe es sich zum Sprunge hebt, „Luft läßt“, wie der recht unpassend gewählte terminus technicus der Reiterwelt lautet. Es ist darunter nur das zu verstehen, daß das Pferd durch die Zügel bezw. durch die Hand des Reiters in keiner Weise behindert wird, die Hinterbeine zu gebrauchen und sich im Halse auszustrecken.

In dieser einfachen Vorschrift liegt das Geheimnis, weshalb manche Pferde unter einigen Reitern besser und schneller springen als unter anderen.

Wie das „Luft lassen“ technisch ausgeführt wird, ist an sich gleichgiltig; doch ist das richtigste jedenfalls, wenn man die Zügel, soweit das Pferd es verlangt, durch die Finger gleiten läßt, um sie nachher wieder zu verkürzen; es ist dies bei jedem Sprunge notwendig, bei dem man sich zum Landen hintenüberneigen, dabei aber dem Ausstrecken der Vorhand des Pferdes volle Freiheit lassen muß.

Im Gegensatz zu manchen gegenteiligen Ansichten also glaube ich: Wer nach einem großen Sprunge seine Zügel nicht wieder kürzer zu nehmen genötigt ist, hat in der Regel eher Tadel als Lob verdient.

Hieraus folgt, daß die Knötchen in den Zügeln oder das Zusammenknöten derselben durchaus falsch ist, wenn man springen will.

Bei geringeren Hindernissen genügt allerdings meist

schon das Ausstrecken der Arme, dem Pferdekopf und Hals die nötige Freiheit zu geben, da das Zurückbiegen des Oberkörpers beim Landen hierbei gewöhnlich nicht nötig ist.

Selbst bei größeren Sprüngen kann man das bei einigen —und nicht den schlechtesten— Reitern beobachten. Am auffallendsten war dies bei dem Major von Kramsta, der infolgedessen oft beim oder vielmehr nach dem Landen nach dem Sprung eine Neigung mit dem Oberkörper nach vorn zeigte. Ob das richtig ist oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen; Thatsache ist jedenfalls, daß fast alle Pferde gern und auffallend gut unter ihm sprangen und er niemals eins im Kreuz verletzt hat.

Nicht hervorragend talentierten Reitern möchte ich aber nicht raten, das nachzumachen, denn Vornüberfallen und Vornüberfallen sind zweierlei und quod licet u. s. w.

Unter der jüngeren Generation von Rennreitern habe ich den vornüber geneigten Sitz, auch im Sprung, in ähnlicher Vollkommenheit nur bei Lieutenant Graf W. Königsmarcß beobachtet. In England sieht man dergleichen niemals und das übertriebene Hintenüberneigen vor, während und beim Landen nach dem Sprung ist da fast durchweg üblich.

Im allgemeinen ist es durch die Beschaffenheit der englischen Steeple-Chase-Sprünge ja auch gerechtfertigt und bewahrt müde Pferde oft vor einem Sturz. Auch zum Durchflitzen durch den oberen undichtereren Teil eines hohen Sprunges ist es entschieden zweckmäßig, denn es erhöht die zur Perkussion notwendige Spannung und verhindert eine unerwünschte Gleichgewichtsverschiebung zu Ungunsten der Vorhand.

Anfang der achtziger Jahre ritt ich in Croydon bei



Lieutenant von Graevenitz und Lieutenant Graf W. Königsmarck.

London einen sehr gut springenden Hengst „Mambrin“ und fühlte am vorletzten Sprunge, daß ich das Rennen gewinnen würde. Es war eine einfache, hohe Hecke mit Graben dahinter. Der Hengst sprang etwas früh ab und strauchelte beim Landen; hätte ich hintenüber gesehen, wie es die englischen Reiter thaten, so wäre nichts passiert, so aber riß ich mein Pferd, das obendrein noch mit einem andern karambolierte, vollends um.

Hier war der „Präservativsitz“ gewiß am Platze.

Wenn er aber auch bei den Wassersprüngen — ein bis zwei Fuß hohen Hecken mit flachem Wassergraben dahinter — angewendet wird, wie ich in England vielfach gesehen, so ist das entschieden falsch und zwecklos; ebenso bei Hürdenrennen in der Regel, denn die englischen Hürden sind so schwach und so lose aufgestellt, daß es einer besonderen Perkussionskraft nicht bedarf, um dieselben zu zerbrechen oder umzuwerfen. Das geschieht auch sehr häufig, aber durch Festhalten des Pferdes und Hintenüberneigen des Oberkörpers vor dem Sprunge werden die Pferde an schnellem und sicherem Springen geradezu verhindert.

Hauptsächlich dadurch erkläre ich mir z. B. folgendes:

Ich kaufte Anfang Dezember 1895 in England einen dreijährigen Hengst „The Little Miller“, nachdem er mehrfach schlecht über Hürden gelaufen war, in öffentlicher Auktion für 30 £strl. nach einem Verkaufs-Hürdenrennen. Etwa 14 Tage darauf schon gewann der Hengst ein solches Rennen unter meinem Jockey W. H. Jones, der ihn genau nach meiner Ordre ritt, hauptsächlich durch schnelles Springen, gegen 10, darunter recht nützliche, Pferde.

Er wurde für 85 £strl. gefordert und ist seitdem wieder vier bis fünf Mal in ähnlicher Gesellschaft stets unplaciert gelaufen. Am 22. Februar 1896 ist er endlich nach einem

neuen erfolglosen Versuche nach dem Rennen für 40 £strl. wieder verauktioniert worden. — Ich führe diesen Fall nur an, weil er der aktuellste ist; ähnliche habe ich schon öfters beobachtet.

Ein sehr charakteristisches Beispiel hierfür war auch Furley, ein Pferd, welches bis Mitte der siebziger Jahre in England eine große Form gezeigt hatte, dann absolut nicht mehr springen wollte und von dem verstorbenen Herrn O. Wehlischlaeger angekauft worden war.

Von diesem erstand ich ihn, nachdem er in Hannover nicht über die Bahn zu bringen gewesen und hatte anfänglich die größte Mühe, ihn überhaupt zum Springen über kleine Hindernisse zu bewegen. Allmählich bekam er Vertrauen und ging schließlich recht gut über ihm bekannte Sprünge. Man mußte aber ganz vornüber sitzen, denn sobald man das Gegenteil versuchte, blieb er stehen, wahrscheinlich in der Befürchtung, im Rücken inkommodiert zu werden. Außerdem fürchtete er sich, hinter anderen Pferden zu springen, warum weiß ich nicht, vielleicht war er einmal über ein gestürztes Pferd gefallen.

Wie dem auch sei, mit mir, der ich ihn genau kannte, ging er, stets führend, vorzüglich, vorausgesetzt, daß er die Bahn kannte, die ich ihm also immer vor dem Rennen zeigen mußte.

Ich gewann mit ihm mindestens 12 Steeple-Chases, wurde nur zweimal durch Zufall geschlagen; unter anderen Herren und Jockeys lief er inzwischen auch mindestens 12 mal, ohne je zu gewinnen, meistens refüsierend.

So notwendig es also sein kann, bei großen Sprüngen auf müden Pferden das Gewicht nach hinten zu legen, um die nachgebenden Muskeln der Vorderhand beim Landen möglichst zu entlasten, so verkehrt ist es unter besonderen

Umständen, bei kleinen Sprüngen und bei offenen Gräben, die das Pferd anzieht, um schnell darüber hinwegzukommen; bei letzteren auch noch deshalb, weil jeder Fehler der Hinterhand für das Pferd verhängnisvoll werden kann, wenn der Reiter das Gewicht auf das Kreuz wirft in einem Augenblick, in dem die erstere zur Unterstützung nicht bei der Hand ist. Kreuzlahmheiten und Kreuzbrechen kann die Folge davon sein, was in den meisten Fällen hätte vermieden werden können.

Man ersieht hieraus, daß der fühlende Reiter je nach der Verschiedenheit der Hindernisse und der Verschiedenheit des Pferdes seinen Sitz modifizieren, auf eine schwache Hinterhand ebenso wie auf eine schwache oder müde Vorderhand Rücksicht nehmen muß und bei etwas Anlage wird es niemandem schwer fallen, das richtige allmählich herauszufühlen und auszuführen. Vorteilhaft ist es natürlich, wenn die ersten öffentlichen Versuche auf guten Springern unternommen werden, die den Reiter über die Hindernisse tragen, ohne daß er besondere Rücksichten in Bezug auf seinen Sitz oder auf Eigentümlichkeiten des Pferdes zu nehmen hat.

Die meisten guten Reiter haben im Anfange ihrer Laufbahn solch ein Pferd als Schulmeister gehabt und haben ihr ganzes Augenmerk insolgedessen frühzeitig auf das Gewinnen des Rennens zu richten sich gewöhnt.

Ich entsinne mich nicht, ein in dieser Hinsicht besseres Pferd geritten zu haben als des damaligen Majors von Rosenberg Tricolore, einen sehr gut gemachten französischen Fuchshengst. Derselbe spitzte schon fünfzig Schritt vor dem Hindernis die Ohren, zog dasselbe dann an, wobei man fühlte, wie er sich den Galoppsprung einteilte; es stimmte dann aber auch immer, sodaß er niemals

weder zu früh noch zu spät absprang, was nicht nur für die Sicherheit über große Sprünge, sondern auch für das schnelle Springen von großer Wichtigkeit ist.

Der Reiter kann da eben ganz passiv bleiben und alles geht fließend und ohne Kraftvergeudung vor sich.

Leider sind aber nicht alle Pferde so beanlagt und geübt im Springen und wir müssen uns mit deren Eigentümlichkeiten eben so gut als möglich abzufinden suchen.



Lieutenant von Sydow auf „Wellgunde“.

Das Rennen.

a) Aufsitzen.

Wenn die Zeit zum Aufsitzen, das durch ein Glockenzeichen oder durch Aufforderung eines Beamten bestimmt wird, heranrückt, begeben man sich an den Platz, wo das Pferd, welches man reiten will, gesattelt wird, um sich persönlich zu überzeugen, ob alles in Ordnung ist.

Wenn man fremde Pferde reitet, ist jetzt der letzte Moment — wenn es nicht schon früher geschehen ist —, sich vom Besitzer oder Manager Instruktionen über das Reiten und über das Pferd geben zu lassen.

Nachdem man dann also noch Zäumung und Sattelung revidiert und die Bügel annähernd passend hat schnallen lassen, was man sich leicht durch Messen am Arm ausprobieren kann, lasse man sich auf das Pferd heben. Alle anderen Arten aufzusitzen sind unkorrekt und gehören in die Reitbahn oder in den Circus.

Durch die erstere, allen Soldaten angewöhnte und auch allgemein übliche Art des Aufsitzens durch Treten des linken Fußes in den Bügel wird ein nicht allzu fest gegürteter Sattel, besonders wenn Bleidecken darunter sind, auf einem rundleibigen Pferde leicht nach links gezogen;

die letztere Art, das Hinaufspringen im sogenannten Stützsprung, die ja als Voltigierübung aner kennenswert und allen Rennstallburschen geläufig ist, ist für leichte Sättel sehr gefährlich; der Sattelbaum kann dabei zerbrechen, besonders wenn der Reiter nicht sehr leicht und gewandt ist.

Man lasse sich also heben.

Auch das kann allerdings falsch gemacht werden. — Der Reiter stellt sich an die Schulter des Pferdes, welches, falls es böse ist, noch von einem zweiten Helfer am Kopf gehalten werden sollte; so kann er weder gebissen noch geschlagen werden. Die linke Hand faßt die Zügel gleich lang, gerade anstehend, ruht auf dem Widerrist und hält die Peitsche auf der rechten Seite des Pferdes, abwärts gerichtet, die rechte Hand wird auf der Mitte des Sattels aufgelegt und als Stütze benützt. Dann biegt man das linke Knie, sodaß der Unterschenkel wagerecht liegt. Der Hinaufhebende hat nun seine Hand unter die Mitte des linken Schienbeines zu legen und den Absprung des Reiters zu unterstützen, muß also in dem Augenblick hehend helfen, in dem derselbe sich mit dem rechten Bein vom Boden abschneilt.

Er muß aber den Moment abpassen, nicht gleich losheben. Bei ungeschickten Helfern ist es besser, der Reiter zählt und läßt auf „drei“ anheben, wobei er gleichzeitig abspringt. Dann genügt ein kleiner Druck, um so weit gehoben zu werden, daß das rechte Bein über das Pferd und der Oberkörper sanft in den Sattel gebracht wird. Es ist merkwürdig, wie häufig diese einfache Manipulation Anfängern, oft durch Schuld des Heraushebenden, mißlingt; ein ungeschicktes und plumpes Fallen in den Sattel aber bringt schon den ersten Mißklang in die so wünschenswerte Harmonie zwischen Reiter und Pferd. Sitzt man

im Sattel, so lasse man sich die Bügel auf die Füße geben, nimmt die Zügel in beide Hände, die Peitsche in der rechten, mit der Spitze abwärts, und probiert nun durch Treten in die Bügel, ob dieselben die richtige Länge haben.

Dabei kann man das Pferd schon herumführen lassen, denn die Bügel schnallt man sich selbst. Es geht auch wirklich sehr leicht, nur muß man nicht den Fuß herausziehen, was ich zu meinem Entsetzen oft gesehen habe; man zieht die Schnallenzunge aus dem Bügelloch und tritt soweit in den Bügel hinein, bis die Länge stimmt und schiebt dann die Bügelschnalle wieder hoch. Das Schnallen — Verlängern oder Verkürzen — der Bügel muß man überhaupt im Galopp machen können, jedenfalls eventuell aber nach dem Aufgalopp noch manchmal vornehmen, denn die Länge, die man reitet, richtet sich nach verschiedenen Umständen, besonders nach dem Pferde, und das fühlt man erst beim Aufgalopp.

Wer sicher gehen will, nicht einen Bügel während des Rennens zu verlieren, lasse sich um die Fußknöchel fadenartige Gummiringe legen; dieselben reißen natürlich, sobald man fallen sollte, haben aber den Nachteil, daß, wenn man trotzdem einen Bügel verliert, man ihn schwer wiederbekommt und daß man nicht die Füße so leicht aus den Bügeln herausziehen kann, was man bei einem Sturz oft noch Zeit hat zu thun und dann nicht unterlassen sollte.

Nunmehr lasse man sich an den Sammelplatz für die Reiter führen, oder, wenn man sich verspätet haben sollte, trabe man den Herausreitenden nach und bleibe auch, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen, stets bei den anderen. Es macht keinen guten Eindruck, wenn ein Reiter

hinterherbummelt und vielleicht dadurch die übrigen alle auf ihn am Start warten müssen.

Vorteilhaft ist es, wenn man sich seine Konkurrenten jetzt noch etwas ansieht; manches, was von Nutzen sein kann, wird man da noch bemerken oder erfahren können.

So kann man vielleicht den Eindruck gewinnen, daß ein sonst gefährlicher Gegner durch starkes Schwitzen, zu viel Fleisch oder mageres und schlaffes Aussehen nicht in guter Kondition sich befindet und sich darnach entschließen, das Tempo im Rennen anders zu nehmen, als man eigentlich vorhatte. Oder man beobachtet Unarten an einem Pferde, z. B. Schlagen, Steigen, Ausbrechen an der Aufgaloppshürde, die es rätlich erscheinen lassen, sich von dem Betreffenden fernzuhalten, jedenfalls nicht auf die bedrohte Seite sich danebenzulegen oder dergleichen mehr.

Im Übrigen überlege man lieber beim Hinausreiten nochmals, wie man das Rennen reiten will; speziell bei Jagdrennen überhöre man sich nochmals im Kopfe über den einzuschlagenden Weg und die Reihenfolge der Hindernisse und Wendeflaggen, als daß man sich mit andern Dingen beschäftigt oder gar dem auf den Tribünen sitzenden oder an der Barrière stehenden Publikum irgendwelche Beachtung schenkt.

Ist man sicher, daß das Pferd, welches man reitet, keinerlei Untugenden hat, so ist es nicht nötig, es auf die Bahn heraus an den gemeinsamen Sammelpunkt für die Reiter — gewöhnlich vor der Richterloge — von einem Stallmann am Führzügel führen zu lassen; zweckmäßig ist es aber immer, da man noch irgendwelche Abänderungen an der Sattelung vornehmen wollen oder irgendwelche Anordnungen zu treffen haben kann.

b) Der Aufgalopp.

Wenn der dazu anwesende Beamte das Zeichen dazu gegeben und die Richtung des Aufgalopps bestimmt hat, so läßt der Führer den Kopf des Pferdes los und der Reiter hat nun, ohne lange zu warten, aufzugaloppieren. Aufpassen muß man, daß das Pferd nicht, sobald es losgelassen wird, von selbst losstürmt oder gar vorher Kehrt macht, denn der Wille des Reiters allein muß schon jetzt für das Pferd maßgebend sein.

Es ist also nötig, daß man das Pferd zwischen „Schenkeln und Zügeln“ hat.

Was das bedeutet, wird wohl den meisten Rennreitern — wenigstens in Deutschland — bekannt sein; es würde mich auch zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

Die Art und Weise aufzugaloppieren ist keineswegs gleichgiltig und oft wird man hier schon den guten Reiter vom schlechten unterscheiden können.

Der Aufgalopp hat verschiedene Zwecke.

Erstens soll er Unpäßlichkeit oder Lahmheit des Pferdes entdecken helfen, die Zungen und Muskeln desselben in Thätigkeit bringen, etwaige Steifheit der letzteren beseitigen und bei den ersteren zwischen völliger Ruhe und der plötzlichen hohen Thätigkeit im Rennen vermitteln. — In Amerika wird dazu eine halbe Stunde vor dem Rennen ein fester kurzer Galopp gegeben.

Ferner soll er den Reiter mit dem Pferde bekannt machen und ihm Gelegenheit geben, auf dasselbe, je nach Befund, einzuwirken.

Endlich soll er dem Pferde, welches ja das Rennprogramm und die Propositionen des Rennens nicht kennt,

einen Fingerzeig geben, was von ihm im Rennen verlangt werden wird.

Es giebt eben kurze und lange Flachrennen, Hürdenrennen und Jagdrennen und viele Pferde sind zu mehreren dieser Art Rennen verwendet worden oder werden es sogar abwechselnd.

Es scheint also nicht mehr wie billig, daß durch den Aufgalopp dem Pferde zu verstehen gegeben wird, was los ist.

Vor einem kurzen Flachrennen wird man also, wenn nicht bestimmte Gründe dagegen sprechen, einen schnellen Spritzer, vor einem langen einen ruhigen Aufgalopp machen, vor einem Hürdenrennen eine Hürde, vor einem Steeplechase womöglich einen anderen Sprung in denselben hineinlegen.

Natürlich richtet sich das aber nach dem Pferde und diese allgemeine Regel wird sich oft danach modifizieren.

Habe ich z. B. ein sehr nervöses, heftiges oder ängstliches Pferd oder auch einen außergewöhnlichen Puller, so werde ich natürlich selbst vor einem kurzen Flachrennen vermeiden, das Tier durch einen schnellen Aufgalopp noch nervöser oder heftiger zu machen. — Im Gegenteil werde ich es durch einen ruhigen Aufgalopp, aus dem Trabe entwickelt, zu beruhigen und mit möglichst großem Vertrauen zu mir und meiner Hand an den Start zu bringen suchen.

Ja, bei derartigen Pferden, die obenein noch manchmal herzlos sind, empfiehlt es sich zuweilen, gar keinen Aufgalopp zu machen oder auch, wenn dieselben eingesprungen sind, selbst vor einem Flachrennen einen Sprung zu nehmen; die Aussicht auf ein Hindernisrennen oder das Nehmen eines Hindernisses lenkt ihre Aufmerksamkeit ab

und beruhigt manchmal auf der flachbahn ängstlich gewordene Pferde ganz überraschend.

Gar zu heftige oder ungezogene Tiere, die unberechenbare Dinge vollführen können, wie Wegbrechen oder Steigen, lasse man lieber direkt vom Sattelplatz zum Start führen, wozu aber vom Vorstand die Erlaubnis eingeholt und der Richter verständigt werden sollte.

Faule und schwer auf die Beine kommende Pferde müssen selbst vor langen flachrennen oder vor Hindernisrennen durch einen schnell beginnenden, scharfen Aufgalopp aufgeweckt werden, wozu unter Umständen sogar Sporen oder Peitsche angewendet werden können.

Obgleich natürlich in einigen Minuten von Einwirkung auf das Pferd bezw. Korrektur desselben nicht viel die Rede sein kann, so ist doch für den geübten Reiter nicht nur eine Beurteilung der Eigentümlichkeiten des Pferdes auf dem Wege bis zum Start zuweilen möglich, sondern auch in angedeutetem Sinne wohl ein günstiger Einfluß auf dasselbe auszuüben.

Es ist auffallend, wie bei besonders guten Reitern die Pferde schon beim Aufgalopp ein anderes Benehmen zeigen, als bei gefühllosen.

Merkwürdig war dies bei dem verstorbenen Jockey f. Archer zu beobachten, dessen Aufsitzen, Herausreiten und ganzes Benehmen zu Pferde wohlthuend von dem manches seiner Kollegen abstach. — Nicht selten ist es ihm gelungen, auch das schwierigste Pferd schon am Start verhältnismäßig gefügig zu haben. Das war neben seiner großen Ruhe, weichem Sitz und wundervollen Hand auch seinem angeborenen unvergleichlichen Reitergefühl zuzuschreiben, dem kaum je ein Pferd unzugänglich bleibt.

Ich möchte hier noch bemerken, daß es nicht nur un-

höflich gegen die Mitreitenden ist, wenn man am Start ohne Entschuldigung zu spät erscheint, sondern auch unzweckmäßig, wenn man überhaupt als letzter aufgaloppiert; denn manchmal wird sofort, nachdem dieser angekommen, das Zeichen zum Ablauf gegeben, ehe also das Pferd sich etwas abgeblasen hat, was dann beinahe gleich viel bedeutet, daß man sich das Rennen freiwillig um die Distanz des Aufgalopps verlängert hat.

Der Start.

Von dem Augenblick des Fallens der Starterflagge an giebt es für den Rennreiter keinen anderen Gedanken mehr als das Erringen des Sieges.

Da der Start hierbei aber oft eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir uns hier etwas näher mit demselben beschäftigen.

Ich sehe hier von all den Fällen ab, die ich schon bei Besprechung schwieriger Pferde erörtert habe und die das Verhalten des Reiters am Start behandeln und gehe nur davon aus, daß derselbe „gut abkommen will“.

Es ist dies meiner Ansicht nach, bei oben angedeuteten Fällen ausgenommen, immer wünschenswert. Am Start verlorenes Terrain muß ja doch eingeholt werden und bei kurzen Rennen ist dies oft unmöglich, ohne die Kräfte des Pferdes für den Endkampf daranzusetzen; ist dasselbe also den Konkurrenten nicht überlegen, so geht das Rennen dadurch entweder verloren oder wird jedenfalls viel schwerer gewonnen.

Daher ist es der Wunsch und das Bestreben aller Reiter, gut vom Start abzukommen; manchen gelingt das merkwürdig oft, manchen recht selten.

Das hat seine guten Gründe.

So lange wir keine brauchbare Startmaschine haben, wird das Zeichen zum Ablauf durch einen dazu angestellten Herrn oder Beamten gegeben und von dessen größerer oder geringerer Geschicklichkeit, Geduld, Verständnis und Autorität über die Jockeys wird natürlich das Gelingen eines guten Ablaufs in erster Linie abhängen.

Sehr vorteilhaft ist es, wenn der Starter selbst Rennen geritten und ein Urteil über die Eigentümlichkeiten der Pferde hat, sodaß er sich von den Reitern einerseits nichts vormachen lassen, andererseits bei einem wirklich schwierigen Pferde über den Grad der zu nehmenden Rücksicht nicht im Zweifel sein kann.

Sehr erschwert wird demselben aber in Deutschland die Sache erstens durch das System des Startens und zweitens durch mangelnde Strafgewalt über die Jockeys.

In Bezug auf ersteren Punkt befinde ich mich, das weiß ich, in Widerspruch mit einigen Autoritäten im Rennsport.

Meine Ansicht geht dahin, daß der Starter das Zeichen zum Ablauf zu geben hat, wenn möglichst alle Pferde in gleicher Höhe im Schritt sich dem Ablaufsposten nähern. Bei uns hat sich aber der sogenannte „fliegende Start“ eingebürgert, der Start aus dem Galopp.

Hierbei versuchen die Jockeys selbstständig, wenn es ihnen oder einigen unter ihnen paßt, loszugehen und wenn dies soweit gelungen ist, daß nicht gerade einer oder mehrere stehen geblieben sind, senkt der Starter die Flagge, andernfalls kehren die Jockeys um, sammeln sich wieder, selten allerdings alle an der ihnen vom Starter bezeichneten Stelle, und das Spiel beginnt von neuem. Die Reiter starten sich also quasi selbst, ohne ein Zeichen des Starters abzuwarten, letzterer sanktioniert vielmehr nur durch

Senken der Flagge den mehr oder minder gelungenen Ablauf.

Daß die Aufgabe für den letzteren durch diese Art und Weise unendlich erschwert wird, liegt auf der Hand; denn einige Reiter, die nichts unversucht lassen, um durch plötzliches Fortbrechen, dem sich die andern alle oder teilweise anschließen (in der Besorgnis, daß die Flagge fallen und sie zurückbleiben könnten) einen günstigen Start zu erhaschen, suchen auch durch Umkehren, Stehenbleiben und dergleichen zu verhindern, daß ein Ablauf gelinge, bei dem sie nicht im Vorteil sind.

Wenn sie das so lange fortsetzen, bis die Mitreiter, die Pferde, das Publikum und schließlich auch der Starter nervös wird und dann einen kaum halbwegs gelungenen Ablauf gelten läßt, so haben sie ihren Zweck erreicht.

Daß sie über ihre Absicht, um etwaigen Strafen zu entgehen, den Starter zu täuschen suchen, ist selbstverständlich.

Der eine, der nicht zugeben will, daß abgelaufen wird, ohne daß er vorn ist, bleibt hinten stehen und thut so, als gelänge es ihm nicht, sein Pferd vorwärts zu bringen; der andere, der vorn ist, stellt sich, als könne er das seinige nicht wenden, wenn die Jockeys wieder zurückgeschickt werden; das nächste Mal bricht er am weitesten fort und zottelt hinter den wieder zurückgehenden Pferden her, bis er plötzlich, oft noch vor dem Ablaufsposten, sein Pferd Kehrt machen und abspringen läßt, als ob es gegen seinen Willen geschähe; schließlich werden die Pferde wirklich unruhig, der Starter und das Publikum desgleichen und man läßt ihm nolens volens seinen Willen. Dadurch werden die anderen Reiter gewikigt und suchen es das nächste Mal ebenso zu machen und so erleben wir Szenen am

Start, die den geduldigsten Zuschauer, wie viel mehr den Reiter zur Verzweiflung bringen können.

Wird ein Jockey seines Verhaltens wegen vom Starter angezeigt, so erhält er allenfalls eine Verwarnung oder eine Geldstrafe, die in keinem Verhältnis zu dem Vorteil der ihm aus dem durch seine Ungehorsamkeit vielleicht gewonnenen Rennen erwachsen, steht, ihm womöglich auch von dem erfreuten Besitzer des betreffenden Pferdes noch mit Zinsen ersetzt wird.

So lange das System nicht geändert wird, werden derartige Vorkommnisse sich stets wiederholen, wenn es einigen Reitern, die Unversfrorenheit genug besitzen, wünschenswert erscheint, gut abzukommen.

Wenn alle Jockeys gleichmäßig abkommen wollten, so wäre das Starten ganz leicht; das sieht man bei Trials und langen Rennen.

Das einzige Mittel, neben strengen Strafen — auf längere Zeit vom Reiten suspendieren z. B. —, diesen Übelständen abzuhelpen, scheint mir, abgesehen von der in fremden Weltteilen allmählich beliebt werdenden Startmaschine, der Start aus dem Schritt. Da kann ziemlich jeder die Gewalt über sein Pferd behalten und wenn einer das nicht kann, so ist wenigstens leichter zu beurteilen, ob er simuliert. Früher wurde auch so gestartet, was, schon aus der damals üblichen Frage des Starters hervorgeht: „Sind Sie fertig?“ (da sind die Reiter heut schon über alle Berge) und wenn kein Widerspruch erfolgte, rief er „Ab!“ und senkte, wenn der Ablauf gelungen, die Fahne.

Freilich werden bei dieser Methode auch einige Reiter etwas besser abkommen als andere; das sind aber die, welche besser reiten und deren Pferde gehorsamer sind, und

wenn das belohnt wird, ist es immer noch gerechter, als wenn der Ungehorsam und die Rücksichtslosigkeit triumphiert.

Doch ehe diese Erkenntnis sich Bahn bricht, wird wohl noch einige Zeit vergehen und bis dahin heißt es mit den Wölfen heulen.

Wenn ich hier auch nicht ungehörigen Manipulationen das Wort reden will, so muß man doch zu vermeiden wissen, sich von anderen übervorteilen zu lassen.

Da es nämlich immer vorkommen kann, daß, wenn jemand artig dahin sich gestellt resp. zurückgezogen, wohin der Starter verlangt hat, andere den Moment benutzen, schnell vor ihm abzuspringen, woran er sich, wenn er nicht eventuell stehen bleiben will, beteiligen muß und so Terrain einbüßt, so muß der junge Reiter sich stets in der Nähe eines gewiegten Jockeys zu halten suchen, von dem er weiß oder merkt, daß derselbe gut abzukommen wünscht; besser er hält sich an jenen und ahmt alles nach, was dieser thut (vorausgesetzt, daß er sein Pferd ebenso in der Gewalt hat) als er wird — wie dies Anfängern passiert, die nur auf den Starter achten — von den Mitreitern übervorteilt.

Sehr wesentlich zum guten Abkommen ist aber auch, daß der Reiter sein Pferd zwischen Schenkel und Zügel hat und das geht am leichtesten, wenn man dasselbe in Bewegung erhält. Wer mit losen Zügeln am Start steht und auf das Signal zum Abreiten wartet, der wird stets schlecht abkommen.

Und nicht das allein, sondern er wird, wenn er wirklich „ab“ ist, finden, daß sein Pferd nicht recht schnell „auf die Beine“ kommt; das kommt daher, daß es beim ersten Galoppsprung schon, wobei es sozusagen in die losen Zügel hineinspringt, einen Ruck im Maule erhält, der rückwärts,

also hinderlich für die fließende Geräumigkeit des Galopp= sprunges wirkt.

Hält man dagegen ein auf die Schenkel gehorsames williges Pferd in der Bewegung und so am Zügel, daß es weniger antreibenden Hilfen, als Aufhören der ver= haltenden bedarf, um dasselbe in vollen Schwung zu setzen, so wird man meist gut abkommen.

Das sicherste Mittel nicht zurückzubleiben ist für den Anfänger, wenn er sich stets unter den vorderen Pferden hält und das Gefühl, als wenn er den Ablauf nicht erwarten könnte, seinem Pferde mittheilt.

Manchmal kann man auch einen guten — fliegenden — Start dadurch erlangen, daß man hinter dem Felde sich befindet und, wenn dasselbe in die Nähe des Ablauf= pfostens kommt, plötzlich losgaloppiert, als wollte man an den anderen vorbei. Die meisten werden dann mitzureiten suchen und wenn es einigermaßen angeht, wird der Starter die Fahne senken. Während die anderen erst anreiten, ist man schon in voller Pace und kann auf diese Art oft recht hübsch profitieren.

Natürlich wird man dabei nicht auf seinen durch die gezogenen Nummern bestimmten Platz sich durchdrängen können, sondern man muß außen an dem Felde vorbeigehen, wenn sich nicht zufällig eine Lücke bietet, was man von hinten ja sehen kann.

Gewöhnlich wird man sich hierbei etwas umsehen müssen, ob die Fahne wirklich gefallen ist; ist man dessen aber sicher, so lasse man sich durch keine etwaigen Zurufe der Mitreiter, die zu spät gegen einen für sie ungünstigen Start remonstrieren oder des Publikums mehr beirren; man ist in seinem Recht und reitet ruhig weiter.

Mit ruhigen, willigen Pferden ist es nicht eben

schwierig, gut abzukommen; anders stellt sich die Sache aber, wenn man auf verdorbene kommt, deren es in Folge der Behandlung, die ihnen in der Arbeit und beim Rennen oft zuteil wird, recht viele giebt.

Ganz verrückte Tiere, die in Lancaden losgehen, oder auf die vortreibenden Hilfen nicht vorwärts gehen, sondern steigen oder Kehrt machen, lasse man lieber zum Start führen; öffentliche Szenen und Dressurversuche sollten immer vermieden werden. Nur muß der Mann, den man zum Helfen mitnimmt, gewandt sein und das Pferd weder zu früh noch zu spät loslassen. Das letztere ist sehr häufig der Fall und dann kann man natürlich einen guten Start nicht erwarten, besonders da in der Besorgnis, ungeritten zu werden, der Helfer sich gern hinter den Pferden aufhält. Man muß eben, wenn man sich nicht auf den Zufall eines fliegenden Starts von hinten einlassen will, sich lieber in Höhe der ersten Pferde, unter Verzicht auf den etwa durch das Loos erlangten besseren inwendigen Platz, außen aufstellen, wo dem Führer auch nichts passieren kann.

Verhalten im Rennen.

Wie sich der Reiter nun, nachdem die Fahne des Starters gefallen, zu verhalten hat, wird von Umständen abhängen, von der Instruktion, die er erhalten, oder wie er sich selbst zu reiten vorgenommen, von dem Benehmen des Pferdes und den Mitreitenden.

Sehr wesentlich ist ein guter Platz, sowohl in Flach- als in Hindernisrennen.

Platz im Rennen.

Hat man beim Ausloosen der Plätze Nr. 1 gezogen oder ist beim Start sehr gut weggekommen, so kann man

sich denselben meist aussuchen und wird natürlich im Flachrennen die Innenseite vorziehen und wenn man nicht führen will, doch nicht zu weit von dem führenden Pferde abbleiben, was schon deshalb angenehm ist, weil man selbst und das Pferd nicht so viel Sand, Schmutz oder Staub ins Gesicht bekommt.

Oft wird man allerdings genötigt sein, hinten zu bleiben; dann wird man sich aber doch stets so einrichten können, daß man wenigstens bei den Wendungen sich dicht an den die Bahn bezeichnenden Stangen hält, also jeden Umweg vermeidet. Auf den geraden Linien der Bahn halte ich es aber (außer wenn man seinen Platz innehalten will) für gar keinen besonderen Vorteil, sich ganz inwendig zu halten, erstens weil man da den ganzen Schmutz des vorangaloppierenden Feldes erhält, sodann weil es sich oft auf der durch vorhergehende Rennen dort aufgerissenen Bahn weniger gut galoppiert als vielleicht 1—2 Meter seitwärts auf der intakten Grasnarbe.

Hat man aber seinen Platz vorn oder im Felde an der inwendigen Seite, so wäre es verkehrt, denselben selbst auf der geraden Linie ohne Grund aufzugeben, weil man das schon bei der nächsten Wendung bereuen würde. Man muß deshalb so dicht an den Stangen galoppieren, daß man jeden Versuch eines Mitreiters, sich von hinten inwendig einzuschieben, aussichtslos machen kann. Zurufe des letzteren, wie „Platz“, „nicht kreuzen“ und dergleichen lasse man ganz unbeachtet. Anfänger fallen gewöhnlich darauf hinein.

Umgekehrt kann es häufig gelingen, seinen Platz im Rennen dadurch zu verbessern, daß man jede Gelegenheit wahrnimmt, sich inwendig einzuschieben, sobald man be-

merkt, daß eine Lücke zwischen den vorangaloppierenden Pferden es erlaubt.

Häufig wird man das schon ahnen, ehe dieselbe wirklich sichtbar ist, wenn ein oder das andere der Pferde Zeichen von Nachlassen giebt, also bald zurückfallen wird, oder wenn andere, um die Pace zu verschärfen, nach außen sich vorschieben; meist geschieht das in der Nähe der letzten Ecken und man kann da sehr häufig den recht begehrenswerten Platz an der Innenseite hinter den führenden Pferden erlangen.

Manchmal geht auch der führende soweit von den Stangen ab, daß man sich innen hereinschieben kann; da man jedoch stets darauf gefaßt sein muß, daß derselbe die Absicht merkt und durch Kreuzen zu vereiteln sucht, so kann man das nur dann ausführen, wenn man ein so schnelles Pferd reitet, daß man dem Vorderen in einigen Galopp-
sprüngen bis an die Gurten kommen kann. Immerhin bleibt es ein etwas gewagtes Manöver und sollte nur geschehen, wenn man fühlt, daß man sonst kaum gewinnen könnte; denn ganz ohne Karambolage geht es selten ab, oder man kommt überhaupt nicht durch und muß dann statt zu profitieren aufspullen und Terrain einbüßen, von außen dann nochmals kommen, um womöglich so ein Rennen zu verlieren, welches man gewinnen mußte.

Beurteilung der Pace.

Die Hauptschwierigkeit für Anfänger liegt in der Beurteilung der Pace; darin sich nie zu irren, muß eben, abgesehen von Übung, auch in persönlicher Beanlagung liegen, denn auch vielen älteren, sonst geübten Reitern geht diese Fähigkeit ab, für den Rennreiter eine der wichtigsten.

Es ist beinahe unmöglich, einem Reiter, der die Pace

nicht beurteilen kann, eine richtige Instruktion (Ordre, wie er ein Rennen zu reiten) zu geben; denn durch die Art und Weise, wie das Rennen gelaufen wird, was man vorher nicht wissen kann, wird die Befolgung derselben stets mehr oder weniger modifiziert.

Wenn man genau über die Leistungsfähigkeit eines Pferdes orientiert ist, so wird sich die größte Chance, zu gewinnen, dadurch bieten, daß man diese voll ausnützt; ich meine, daß das Pferd in dem Moment, wo es den Siegespfosten passiert hat — es sei denn, daß es leicht gewinnt —, mit seinen Kräften zu Ende ist, nicht früher und nicht später.

Ist es früher fertig, so ist man zu schnell, hat es noch Kräfte disponibel — und gewinnt nicht — so ist man nicht schnell genug gegangen; dies zu beurteilen macht den Jockey I. Klasse aus.

Lernen läßt sich das, wie gesagt, kaum, obgleich selbstverständlich Übung hierbei außerordentlich mitspricht.

Einen Anhalt, um die Pace zu beurteilen, gewinnt man sowohl durch das eigene Pferd — wenn man dasselbe kennt — als auch durch das Benehmen der anderen Pferde im Rennen.

Wenn das eigene Pferd sehr stark pullt, so ist anzunehmen, daß das Rennen nicht sehr schnell geht; umgekehrt, wenn dasselbe weniger an die Zügel geht als gewöhnlich, so ist ihm die Pace wahrscheinlich zu stark; ebenso, wenn es öfters die Beine wechselt und dann ist es geraten, einen kleinen Pull zu geben.

Dasselbe gilt für die Pferde der Mitreitenden, die man deshalb um so mehr beobachten muß, je weniger man sein eigenes Pferd kennt.

Es liegt auf der Hand, daß das nicht nur Übung, sondern auch ein außergewöhnlich feines Gefühl erfordert.

Sehr oft wird man auch durch die Art zu gehen getäuscht, die manche Pferde an sich haben. So wird ein Pferd mit einem sehr raschen aber kurzen Galoppsprung, besonders wenn es nicht pullt, dem Reiter das Gefühl geben, als ginge es sehr schnell, während in der That die Pace nur mäßig ist; umgekehrt läßt ein Pferd mit sehr raumgreifender Aktion, welches gewöhnlich etwas stark auf das Gebiß drückt, uns glauben, daß es langsam geht.

Ich entsinne mich, einige solche Pferde geritten zu haben; ich glaube eines davon war Kronos, ein mächtiger Hengst; nur daran, daß die neben und hinter mir galoppierenden Pferde entweder nicht pullten oder gar getrieben wurden, konnte ich merken, daß die Pace, die derselbe ging, eine recht gute sein mußte, ich glaube sogar manchmal zu gut für ihn, denn er ermüdete zuweilen am Schluß des Rennens, ohne daß man das Gefühl hatte, als habe er sich überhaupt gestreckt.

Besondere Umstände im Rennen.

Alle verschiedenen Umstände, die im Rennen vorkommen können und das dabei zweckmäßigste Verhalten in Betracht zu ziehen, würde uns zu weit führen; nur die am häufigsten vorkommenden seien kurz erwähnt.

Angenommen, man hat einen guten Start gehabt, befindet sich an der Tête und hat die Absicht, schnell zu gehen, so kümmere man sich gar nicht um die Anderen, sondern lasse das Pferd das Tempo galoppieren, welches es will und man glaubt, mit ihm durchhalten zu können. Etwa im letzten Drittel des Rennens, wo die Mitreitenden meist schon den Versuch zum Aufschließen machen werden, drehe man sich vorsichtig um, doch womöglich nicht an einer Biegung und ohne dabei einen Zügel — den der

Seite, nach der man sich umwendet — mehr wirken zu lassen (wodurch das Pferd seitwärts abgelenkt werden könnte). Sieht man sich schon nahe bedrängt und fühlt sein Pferd noch frisch, so setze man noch mehr Dampf auf, um das Einholen den Anderen zu erschweren. Sobald man aber trotzdem erreicht wird, gebe man einen Pull, um zum Endkampf etwas Kräfte übrig zu haben. Gewöhnlich wird man dann demjenigen gegenüber im Vorteil sein, der die Kräfte seines Pferdes schon, um den führenden zu erreichen, sehr in Anspruch hat nehmen müssen.

Hat man einen schlechten Start gehabt und hat die Absicht, zu führen, so kann man diese nicht gleich ausführen, ja wird unter Umständen, besonders wenn das Rennen schon sowieso sehr schnell geht, ganz darauf verzichten müssen. Jedenfalls darf verlorener Boden nur allmählich gut gemacht und das Tempo nie stärker gewählt werden, als man bestimmt bis zum Schluß durchhalten kann. So soll man sich auch niemals darauf steifen, vorn zu gehen, wenn dieser Platz einem streitig gemacht wird und man ihn nur durch zu starkes forcieren der Pace erlangen kann; man reitet dann höchstwahrscheinlich seinem Pferde „den Kopf ab“ und wird sicher zum Schluß von einem, der ruhig gewartet hat, bis die führenden nachgelassen, geschlagen.

Wenn man ein langsames Rennen braucht, so wird man dies manchmal gerade dadurch erreichen, daß man zu Anfang sehr schnell geht und, wenn man einen gewissen Vorsprung hat und die Mitreitenden glauben, das Rennen solle sehr schnell werden, allmählich langsamer wird. Häufig werden die letzteren das Nachlassen der Pace erst so spät gewahr, daß der Zweck erreicht und wenigstens ein Teil des Rennens langsam war.

Einen Vorteil in einem sehr langsamen Rennen, etwa wo niemand führen will, kann man zuweilen auch durch plötzliches ganz schnelles Losgehen erreichen; ehe die langsam galoppierenden Pferde zur Verfolgung in Schwung gesetzt werden, kann man einen entscheidenden Vorsprung erreicht haben.

Endkampf oder Finish.

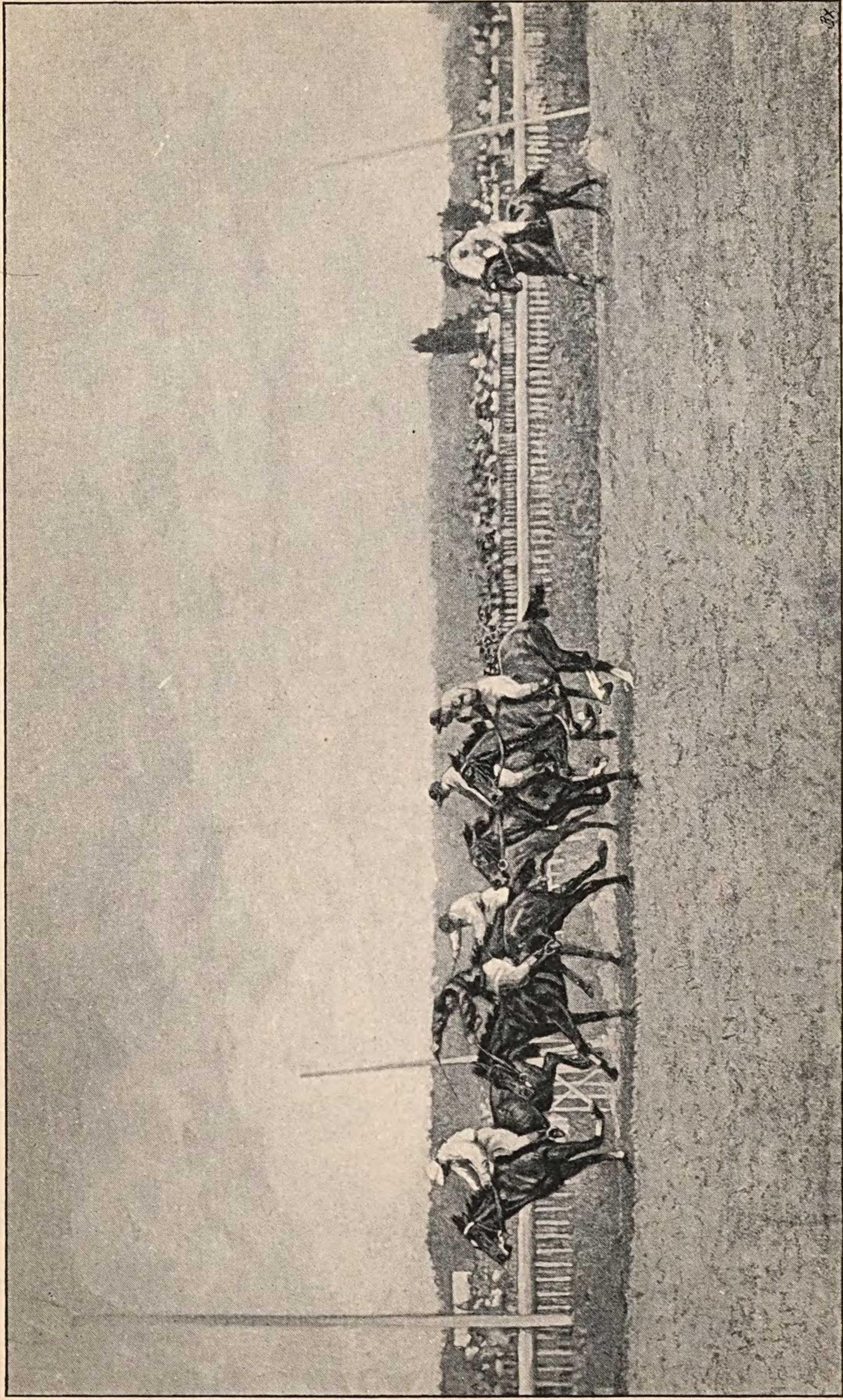
Wenn ein Pferd im Rennen aus Faulheit oder beginnender Müdigkeit nicht mehr so schnell geht, wie der Reiter für nötig hält, um den Siegespfosten zuerst zu erreichen, so muß es zu größerer, eventuell zur äußersten Kraftanstrengung aufgefordert werden.

Da das gewöhnlich erst zu Ende des Rennens eintritt, so nennt man diese Phase desselben Finish (Endkampf).

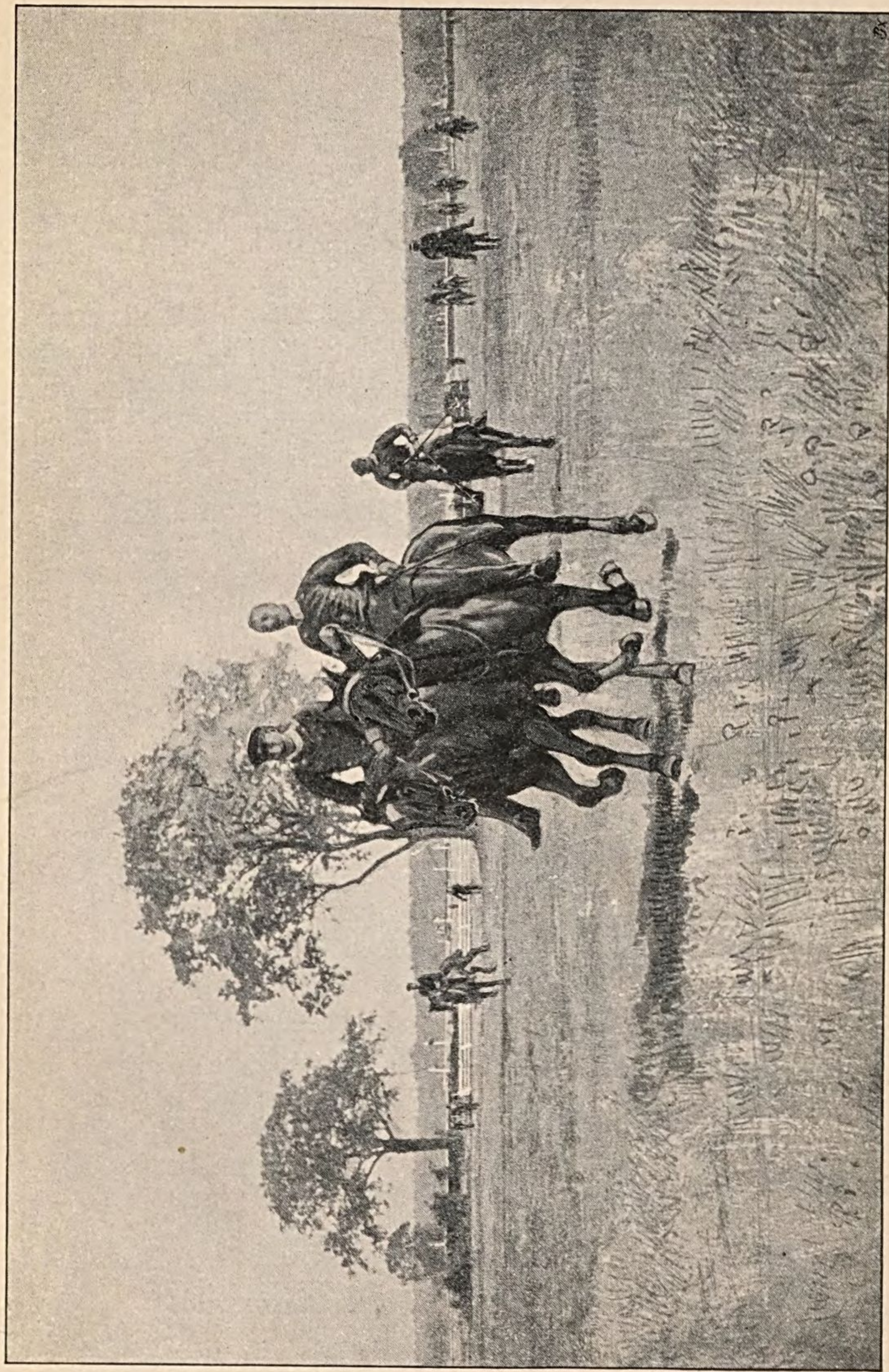
Nicht mit Unrecht hält man dies für eine der schwersten Aufgaben für den Rennreiter und wir sehen sehr viele junge und auch ältere, sonst recht gute Herrenreiter, die es darin niemals zu einer gewissen Perfektion bringen.

Es liegt dies wohl hauptsächlich daran, daß denselben hierin weder eine fachmännische Anleitung noch eine ausreichende Übung zuteil wird, wie sie jeder professionelle Reiter sich zu verschaffen weiß. Von diesen würde eben keiner öfters Ritte erhalten, wenn er sich gar so dilettantenhaft zeigte, wie dies bei vielen Herrenreitern der Fall ist. Man drückt eben bei letzteren hier in Deutschland *) ein Auge zu, selbst wenn ein Rennen augenscheinlich durch Mangel an Jockeyship „verschustert“ worden ist.

*) In England weniger, wie die nichts weniger als schmeichelhafte Kritik einer englischen Sportzeitung über das Reiten eines deutschen Herrn dort im Winter 1896 beweist.



Endkampf von Jockeys im Carlshorster Handicap zu Hoppegarten.



Endkampf zwischen „Bastard“ und „Lotte“ in der II. Internat. Steeple-Chase zu Carlsborst.

Da aber das rein Technische des Finish-Reitens fast von allen Jockeys erlernt wird, so sollen auch Herren, ehe dieselben sich öffentlich zeigen, wenigstens einige Fertigkeit darin sich angeeignet haben.

Wie ich schon in einem früheren Kapitel bemerkt habe, läßt sich durch Übung auf Reitpferden oder Ponys schon recht viel lernen; denn die vortreibenden Hilfen bleiben ziemlich dieselben, gleichviel auf was für ein Tier sie angewendet werden.

Theoretisch stellt sich die Sache folgendermaßen dar:

Zunächst hört das Pferd, welches ermüdet oder lässig wird, auf zu pullen, kommt hinter den Zügel; will der Reiter also das Tempo beibehalten oder verschärfen, so ist er genötigt, vorzutreiben.

Er muß das Pferd durch geeignete Hilfen dazu zu bringen suchen, an das Gebiß heranzugehen, sich zu strecken.

Es liegt auf der Hand, daß das nicht von vorn nach hinten, sondern nur von hinten nach vorn geschehen muß, d. h. der Reiter darf die fehlende Anlehnung nicht durch Annehmen der Zügel wiederherzustellen suchen, weil das verhaltend auf die Hinterhand und verkürzend wirkt, während die Hinterhand vorgetrieben und eine Streckung des Pferdes angestrebt werden muß.

Es ist das so selbstverständlich, daß es kaum zu begreifen ist, wie lange Jahre hindurch und zum Teil noch jetzt das Hauptbestreben mancher Reiter darauf gerichtet sein konnte, im Finish „den Kopf festzuhalten“.

Durch diese fixe Idee, glaube ich, haben mindestens die Hälfte unserer Herrenreiter niemals das richtige Gefühl beim Finish-Reiten herausfinden können.

Gewiß muß man unter gewissen Umständen und

bei gewissen Pferden den Kopf festhalten, das sind aber Ausnahmen; jedenfalls sind dadurch wie ich glaube, mehr Reiter verdorben und mehr Rennen verloren worden als durch das „Kopf loslassen“, was natürlich in der Regel auch nicht richtig ist.

Ganz besonders veranlagte Jockeys, wie f. Archer, haben allerdings gerade dadurch im letzten Galoppsprung manches Rennen gewonnen, aber wer sein Pferd nicht unter allen Umständen durch Sitz und Beine zusammenhalten und gerade halten kann, der lasse sich darauf lieber nicht ein.

Das richtigste ist jedenfalls, daß man das Pferd durch vortreibende Hilfen am Zügel zu erhalten resp. an die Zügel zu bringen sucht, aber niemals der Streckung nach vorn, die man durch Treiben erreicht, durch die Hand oder falschen Sitz entgegenwirkt. Darum sollte auch der letztere nicht „hintenherunter“ gewählt werden, wie vielfach empfohlen wird, sondern, nach Umständen, gerade oder gar nach vorwärts geneigt, um dem Pferde die Verlegung seines Schwerpunktes dahin zu erleichtern.

Zum Treiben gebrauche der Anfänger Arme und Beine; erst wenn er es zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht hat und es sonst für das Pferd paßt, greife er zur Peitsche.

Durch das Gebrauchen der letzteren verlieren nicht nur viele Reiter manches Rennen, sondern erlernen sogar dadurch das richtige Treiben überhaupt niemals.

Unsere besten finish-Reiter, sowohl Herren wie Jockeys, reiten verhältnismäßig selten mit der Peitsche, weil sie wohl wissen, wie schwierig das ist; Anfänger sieht man gewöhnlich damit herumfuchteln.

Das erste, was man thun muß, um ein Pferd am

Zügel zu erhalten, welches sich dahinter verkriechen will, ist eine gewisse, der Galoppbewegung des Pferdes angepasste Bewegung der Hände, wodurch man das auseinanderfallende Pferd zusammenhalten kann, ohne dasselbe festzuhalten.

Diese Bewegung darf aber nicht in ein Herauf- und Herumfahren der Arme oder freisförmige Drehungen derselben ausarten, sondern besteht nur in einer hebenden Bewegung der Hände, die, je nachdem das Pferd rechts oder links galoppiert, von links nach rechts oder umgekehrt ausgeführt wird und demselben die Erhebung der Vorhand erleichtern und das Verkriechen hinter die Zügel erschweren soll.

Bald wird man dazu noch die Schenkel zu Hilfe nehmen müssen, die, vom Kniegelenk abwärts beweglich, zunächst an den Gurten klopfend dem Pferde zu verstehen geben sollten, daß die höchste Anstrengung seiner Kräfte von ihm gefordert wird.

Wenn man darauf fühlt, daß das Pferd dieser Anforderung entspricht, so hat man weiter nichts zu thun, als still zu sitzen und dasselbe möglichst wenig zu inkommodieren, halte sich aber bereit, bei dem geringsten Nachlassen die Unterschenkel mehr oder weniger nachdrücklich zu gebrauchen. Bleibt die gewünschte Wirkung aber aus und man hat Sporen, so lasse man durch einen oder mehrere kurze Stiche dicht hinter dem Gurte das Pferd dieselben fühlen. Wenn es notwendig wird, müssen dieselben verstärkt werden, wobei das Hauptaugenmerk darauf zu richten ist, das Pferd gerade zu halten, denn jetzt ist der Moment, wo dasselbe seitwärts zu drängen sucht, um sich der letzten, höchsten Anstrengung zu entziehen.

Wie schon oben erwähnt, gebrauchen manche sehr

gute Finish-Reiter die Peitsche wenig oder gar nicht; es giebt aber Pferde, die ganz vorzüglich darauf reagieren, und schon deshalb sollte jeder Rennreiter wenigstens verstehen, sich derselben zu bedienen.

Zunächst erfasse man die Peitsche, die weder zu lang noch zu biegsam sein darf, mit der rechten Hand und lasse das Pferd dieselbe sehen, indem die Bewegung des Schlagens angedeutet wird. Manche Pferde ziehen schon darauf, und es wäre verkehrt, dann wirklich eine Tracht Prügel folgen zu lassen.

Andere aber können einige tüchtige Hiebe vertragen und geben mehr darauf her als auf Sporen.

Diese schlage man also in kurzen Reprisen mit einem scharfen Hieb dicht hinter dem Gurt (Anfänger schlagen meist zu weit nach hinten und verletzen die Weichteile), bis man die Wirkung als Anspannung aller Kräfte des Pferdes fühlt, worauf natürlich sofort durch Aufhören der Strafe die Belohnung folgt; denn nichts widersinnigeres giebt es wohl, als ein Wesen, das alles thut, was in seinen Kräften steht, zu mißhandeln. Freilich muß man eben fühlen, ob das der Fall und das ist nicht gerade leicht.

Wenn man schon überhaupt die Peitsche gebraucht, so muß man auch instande sein, dieselbe mit beiden Händen zu führen.

Erstens hat man häufig rechts ein Pferd so dicht neben sich, daß kein Raum zum Gebrauch der Peitsche bleibt, zweitens kommt es nicht selten vor, daß feige oder ermüdete Pferde vor der rechts gebrauchten Peitsche nach links drängen oder gar wegbrechen. Dadurch verliert man natürlich gerade im entscheidenden Momente mehr oder weniger Terrain.

Wer die Peitsche nicht links gebrauchen kann, thut

da natürlich am besten, mit Händen und Beinen das weichende Pferd wieder grade zu dirigieren und von jedem weiteren Gebrauch der Peitsche abzusehen; geübte Jockeys aber werden durch Anwendung der letzteren auf der linken Seite diese Wirkung zu erzielen suchen. Solche werden auch zuweilen in Hindernisrennen durch Gebrauch der Peitsche am Kopf oder Schulter des Pferdes ein Ausbrechen desselben zu verhindern imstande sein, auch einen laurigen Springer damit zum schnelleren Überwinden von Sprüngen zu veranlassen verstehen.

Das alles sind aber Ausnahmen und erfordern so viel Verstandnis und Übung, daß dem Anfänger entschieden davon abzuraten ist.

Es ist zuweilen ungemein schwierig, ein mehr und mehr ermüdendes Pferd im Kampf durch das Ziel zu bringen und es gehört dazu nicht nur Kraft, Übung und große Energie, die sich dem Pferde mittheilt und es veranlaßt, selbst nicht nachzulassen, bis der Siegespfosten erreicht ist, sondern auch die Fähigkeit, genau zu beurteilen, wie weit die Kräfte des Pferdes reichen werden, um mit ihnen auszuhalten und für den letzten Moment immer noch etwas übrig zu haben. Dann aber darf und muß auch das letzte herausgeholt sein und von dem Jockey, der das versteht, sagt man mit Recht, „er wisse genau, wo der Siegespfosten steht“.

Verhältnismäßig leicht und dankbar wird diese schwierige Aufgabe, wenn man energische, richtig für ihren Beruf erzogene Pferde von großem Herzen reitet, die quasi von selbst kämpfen und auf denen es genügt, die treibenden Hilfen sozusagen nur andeutungsweise zu geben, um sie zur größten Kraftanstrengung zu bewegen.

Am häufigsten findet man diese für ein Rennpferd

unschätzbare Eigenschaft grade bei etwas lässigen Pferden und solchen von harmonischem Gebäude und natürlicher Haltung, also Pferden von Klasse und ohne Schwierigkeiten. Ich erinnere nur an Dorn, Cesario, Nickel, Wellgunde, Fenelon, Orcadian. Das Vergnügen, auf solchen Pferden sich im Finish-Reiten zu üben, wird allerdings Amateuren selten zu teil; ich sage Vergnügen, denn „es ist ehrenvoll und bringt Gewinn“.

Besonders für den Herrensport werden nur zu häufig schon aus pekuniären Gründen solche Tiere ausgewählt, die für die Flachbahn entweder zu schlecht oder im Temperament verdorben sind; verdorben werden sie aber größtenteils nicht durch das Ausreiten überhaupt, sondern durch nutzloses Ausreiten, was man leider häufig genug sieht.

Wie sollte auch einem Pferde das Herz nicht gebrochen werden, wenn es von einem gefühllosen Reiter bis zur Grausamkeit gestraft wird, wenn es sein Bestes hergiebt oder hergegeben hat und von überlegenen Gegnern geschlagen wird. Einigemale läßt es sich das wohl gefallen, schließlich muß ihm aber der Instinkt sagen, daß es nutzlos ist, seine Kräfte bis aufs äußerste anzuspannen, da es trotzdem gemißhandelt wird. Anfänglich wird das sich dadurch äußern, daß es immer energischerer Hilfen und Strafen bedarf, um sich anzustrengen, schließlich aber wird es um so weniger hergeben, je mehr es geprügelt wird. Da wird dann zu Scheuflappen, Schnaps, Kastration und dergleichen die Zuflucht genommen, was aber alles auf die Dauer nicht hilft. Das Pferd ist eben ein unverbesserlicher „Verbrecher“ geworden und wird verkauft.

Manchmal erhält dasselbe durch lange Ruhe, ruhige Behandlung, öfteres Reiten ohne Strafen und in untergeordneter Gesellschaft oder, wenn es Anlage zum Springen

hat, durch Hindernisrennen den verlorenen Mut wieder, aber rechnen kann man nie darauf und ein solches Tier zu Rennzwecken zu kaufen, bleibt immer ein Risiko.

Mehr als anderswo giebt es in Frankreich, auch für Hindernisrennen, derartige unbrauchbare Tiere und ich schreibe das dem Totalisator zu und dem wenig sportverständigen Massenpublikum, welches daran wettet. Dieses vermutet in jedem Jockey, der nicht — selbst ein geschlagenes Pferd — mit Peitsche und Sporen reitet, einen Betrüger, und um nicht von der erbitterten Menge eventuell selbst Prügel zu kriegen, mißhandelt er lieber sein Pferd. Daher wohl haben so unverhältnismäßig viele in Frankreich gelaufene Pferde die übelsten Eigenschaften, die es giebt, z. B. werden vor den Hindernissen oder an den vom Sattelplatz fortführenden Wendungen der Bahn trotz aller vortreibenden Hilfen kürzer, bis sie ganz stehen bleiben.

Ich erinnere an Sancoins, Wilna, Niquet; diese thaten das sogar in der Arbeit.

Solche Pferde wieder zum Galoppieren, Springen und Kämpfen zu bringen, ist eine höchst schwierige und undankbare Aufgabe, an die sich junge Reiter gar nicht heranwagen sollten. Sie riskieren nicht nur ihren Ruf als Rennreiter, sondern auch die Lust zur Sache selbst überhaupt zu verlieren.

Muß man aber herzlose Pferde im Rennen ausreiten, so wird man mit den üblichen Hilfen nichts ausrichten und muß es eben auf andere Art versuchen, z. B. durch Vornübersitzen, Vornwegreiten, Zureden und ganz stille Sitzen; häufig sieht man ja unter einem anderen Reiter, also anders als gewöhnlich geritten, ein widerwilliges Pferd auffallend gut gehen.

Wenn man auf solchen Pferden überhaupt in den

Endkampf kommt, so ist es am besten, selbst auf die Gefahr hin, vom Publikum falsch beurteilt zu werden, keinerlei Strafen anzuwenden, um dasselbe zum Strecken zu bringen; manchmal ist es so erstaunt darüber, daß es von selbst zu galoppieren anfängt. Das Pferd ist im Grunde ja ein ebenso dummes als gutmütiges Tier. So sah ich z. B. einmal, wie ein Fuhrknecht sich vergeblich bemühte, durch Peitschenhiebe ein Pferd zum Ziehen einer schweren Last zu veranlassen; als er aus Müdigkeit aufhören mußte, es zu schlagen, zog das Pferd von selbst an.

Auf jeden Fall muß im Finish eines Rennens die Strafe aufhören, sobald sie ihren Zweck erreicht hat, d. h. das Pferd sein Bestes hergibt, was man fühlen muß, und auch sobald sie keinen Zweck mehr hat, d. h. wenn man das Rennen doch nicht gewinnen kann, was man auch fühlen muß. Im ersteren Falle verdirbt man nur seinem Pferde das Temperament und im letzteren strengt man es nutzlos an.

Dasselbe gilt natürlich von einem Kampfe um einen Platz, wenn man denselben zu erringen der Mühe wert erachtet.

Die abfällige Kritik unverständiger Zuschauer kann man gelassen hinnehmen, derentwegen sollte man sich kein Pferd verschlechtern und gewöhnlich geben spätere Ereignisse dem schonenden Reiter Recht.

Im Jahre 1880 ritt ich in Hannover „Großfürstin“ in einem Flachrennen über 2000 Meter gegen „Harmonium“ und „Kronos“. Ersterer war, wenn er gehen wollte, ein sehr gutes Pferd und unter dem verstorbenen Freiherrn von Langen ging er stets besser als unter Jockeys. Außerdem war „Großfürstin“ die Distanz zu weit, über die sie schon tags vorher unter Prinz Hatzfeldt von „Harmonium“

um 30 Längen geschlagen worden war. Diesmal trug sie allerdings zehn Pfund weniger und hielt sich auch recht gut zu „Harmonium“, doch war es ihr im Einlauf nicht möglich, näher als bis an seine Gurten zu kommen. Ich prügelte also weiter nicht und wurde um $\frac{3}{4}$ Längen geschlagen; der Favorit „Kronos“ war 25 Längen dahinter. Ich weiß, daß von mehreren Seiten gesagt wurde, ich hätte gewinnen können, wenn ich die Stute „mehr angefaßt“ hätte.

Das war wohl auch die Ansicht des Trainers und Jockeys H. Milne, wenigstens ritt er die Stute entsprechend tags darauf über 1200 Meter, ihrer besten Distanz. Sie wurde nicht nur von „Andante“, sondern auch von dem höchst mäßigen „Katarakt“ — ich kann wohl sagen zu meiner Genugthuung — um 15 Längen geschlagen, da sie nach den ersten Peitschenhieben jeden Kampf verweigerte.

Fehler der Anfänger.

Wer gut genug reitet, um zu wissen, was er in einem Rennen falsch gemacht hat, der wird aus allen Fehlern eine Lehre und eine Nutzenanwendung ziehen, folglich sich stets vervollkommen. Aber auf das Urteil und den Tadel von Zuschauern ist ein besonderes Gewicht nicht zu legen; es kritisiert sich so leicht von der Tribüne aus und am abfälligsten thuen es meist diejenigen, die selber gar nicht oder schlecht Rennen geritten haben.

Darauf hört man am besten gar nicht hin, während man durch Besprechung mit routinierten älteren Rennreitern über manche Vorkommnisse im Rennen sich belehren kann.

Die gewöhnlichsten Fehler, die von Anfängern ge-

macht werden, sind: schlecht vom Start wegkommen, Umwege machen, die Pace nicht richtig beurteilen und falsche Hilfen im Finish.

Im Flachrennen kommt es auch häufig vor, daß man sich vom Pferde täuschen läßt, indem es dem Reiter den Eindruck giebt, als könnte es nicht schneller gehen, während die Distanz von den vorderen Pferden schon größer ist, als diesem lieb ist. Er denkt dann leicht, daß die Pace zu stark ist und daß dieselbe gegen Ende des Rennens durch die Müdigkeit der anderen nachlassen würde, daß dieselben, wie man sagt, „zu ihm zurückkommen“ werden.

Sehr oft irrt man sich aber und zwar um so stärker, je kürzer das Rennen ist und merkt den Irrtum erst, wenn man sein Pferd ernstlich zum Gehen auffordert und nun näher herangeht; häufig ist es dann aber zu spät, das verlorene Terrain ist nicht mehr gut zu machen und das Rennen ist „verschustert“.

Fast ebenso fehlerhaft ist natürlich das „zu früh Kommen“. So wie man bei dem zu späten Kommen die Kräfte des Pferdes unterschätzt hat und dadurch das Rennen verloren, so resultiert das zu frühe Kommen meist aus einer Überschätzung des Stehvermögens des eigenen gegenüber dem oder den Gegnern. Besonders trifft das bei Pferden mit außergewöhnlicher Schnelligkeit auf wenige hundert Meter zu.

Da kann man gar nicht lange genug — je nach der Pace natürlich näher oder weiter vom führenden ab — warten, wenn man sicher sein will, mit dem plötzlichen Vorstoß das Ziel zu erreichen.

Wenige Galoppsprünge zu früh oder im umgekehrten Falle zu spät genügen oft, um ein knappes Rennen zu verlieren, welches hätte gewonnen werden können.

Nach solchem Rennen wird der Reiter, der seinen Irrtum einsieht, nur bedauern, dasselbe nicht noch einmal reiten zu können. Dasselbe gilt überhaupt von vielen Rennen, die nur ganz knapp verloren werden. Bei etwas veränderter Taktik hätten dieselben vielleicht gewonnen werden können; sich darüber klar zu sein, setzt schon eine gewisse Anlage und Selbsterkenntnis voraus.

Manches Rennen kann auch dadurch verloren werden, daß man dasselbe möglichst knapp gewinnen will, wozu schon eine recht große Praxis gehört.

Für den Anfänger ist es entschieden ratsam, lieber zu weit als gar nicht zu gewinnen, wenn auch natürlich ein weiteres Ausreiten eines Pferdes, wenn das Rennen schon gewonnen, d. h. alle anderen geschlagen sind, überflüssig und sehr unschön ist.

Um dies aber zu beurteilen, muß man sich meistens umsehen, was gar nicht leicht ist und an und für sich schon ein Rennen kosten kann. Denn während man sich nach einer Seite umsieht, kann auf der anderen ein Pferd kommen, welches man gar nicht oder zu spät bemerkt.

Am ehesten läßt sich das knappe Gewinnen ausführen, wenn man hinten bleibt, erst im letzten Moment herangeht und nun neben dem oder den gefährlichsten Gegnern galoppiert und fühlt, wie viel man gegen dieselben „in Hand“ hat.

Je überlegener das eigene Pferd ist, desto knapper kann man gewinnen. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, erst im letzten Augenblick um einen Hals zu gewinnen, aber nur dann, wenn ich mit „Pfund in Hand“ gewann, meines Pferdes sicher war und keine Überraschung eines dritten zu befürchten hatte.

Empfehlen möchte ich dies aber nur sehr geübten Reitern auf sehr überlegenen Pferden.

Rückkehr zur Wage.

Ist der Siegespfosten nun passiert, so beginnt man allmählich mit rückwirkenden, hebenden Anzügen, um das Pferd auszuparieren.

Das letztere muß um so vorsichtiger geschehen, je ermüdet, „ausgepumpter“ das Pferd ist. Die Gefahr, demselben an Sehnen und Gelenken Schaden zu thun, ist in Folge der Ermüdung der Muskeln sehr groß und Fehltritte beim Anhalten oder Umkehren können bedenkliche Lahmheiten im Gefolge haben.

Man mache die Kehrtwendung also niemals, ehe das Pferd nicht vollständig zum Schritt auspariert ist, ja wenn es sehr ermüdet ist, lasse man es lieber einen Augenblick still stehen, ehe man wendet; ist dasselbe sehr lahm, so sitze man ab und führe es selbst zur Wage zurück.

Gewöhnlich ist der Wärter des Pferdes zur Stelle, um es gleich nach der Kehrtwendung zurückzuführen; die Zügel kann man dann ganz loslassen.

Das Zurückwiegen sollte man niemals versäumen, wenn die Möglichkeit da ist, daß durch Disqualifikation der vor uns eingekommenen Pferde ein Platzpreis erreichbar werden könnte. Jedenfalls lieber einigemal zu viel, als einmal zu wenig.

Den Rückweg zur Wage benutze man dazu, das Vorderzeug vom Sattel loszuschallen, was beim Absatteln unnütz aufhält. Jedenfalls wende man seine Aufmerksamkeit dem Pferde zu und vom Publikum ab, wodurch man auch das Entgegennehmen von Ovationen, Gratulationen coram publico oder faulen Bemerkungen vermeidet. Gratulationen sind überhaupt vor dem beendeten Zurückwiegen nicht am Platze, denn durch falsches Gewicht oder irgend

einen Protest kann ein Rennen demjenigen abgesprochen werden, der das Ziel als erster erreicht hat.

Wird ein solcher Protest wegen Vorgängen im Rennen eingelegt, so lasse man sich auf keinerlei Zank ein, der zur Rechtfertigung doch nichts beiträgt; vielmehr suche man sich glaubwürdiger Zeugen zu versichern, auf deren Aussage hin schließlich meist entschieden wird. Ist man im Unrecht, so gestehe man das lieber gleich ein, selbst wenn man im Zweifel ist, ob es nachgewiesen werden kann.

Das ist einmal korrekt gehandelt und man vermeidet dadurch außerdem Weitläufigkeiten aller Art.

Hürden-Rennen.

Die Hürdenrennen sind eigentlich eine sachlich schwer zu rechtfertigende Einrichtung auf dem Turf.

Sie sind offenbar erfunden worden für Pferde, die nicht gut genug waren, um Flachrennen, und nicht gut genug springen konnten, um Jagdrennen zu gewinnen. Da sie aber einmal existieren, so müssen wir uns hier kurz damit befassen.

Im allgemeinen gelten mit einigen Modifikationen die Vorschriften hier auch, die für das Reiten von langen Flachrennen aufgestellt worden sind.

Nur wird es weniger auf einen guten Platz im Rennen ankommen, als darauf, daß man freie Fahrt vor sich hat, sodaß das Pferd die Hürden rechtzeitig sehen kann.

Gute Hürdenspringer, d. h. solche, die dieselben im Galoppsprung überwinden, können dann mitunter fabelhaft rasch und weit springen und dadurch andere Pferde schlagen, die ihnen auf der Flach- oder Steeple Chase-Bahn überlegen sein würden.

Sie springen eben schon dann ab, wenn der nächste Galoppsprung sie, falls er nicht verkürzt wird, zu nahe an die Hürde heranbringen würde, also oft einen vollen Galoppsprung früher, als der Reiter vermutet, vorausgesetzt, daß dieser sie nicht durch unnötige Hilfen daran verhindert. Da heißt es mit den Zügeln nachgeben, damit das Pferd nicht behindert wird und weit genug springen kann, um nicht an der Hürde hängen zu bleiben.

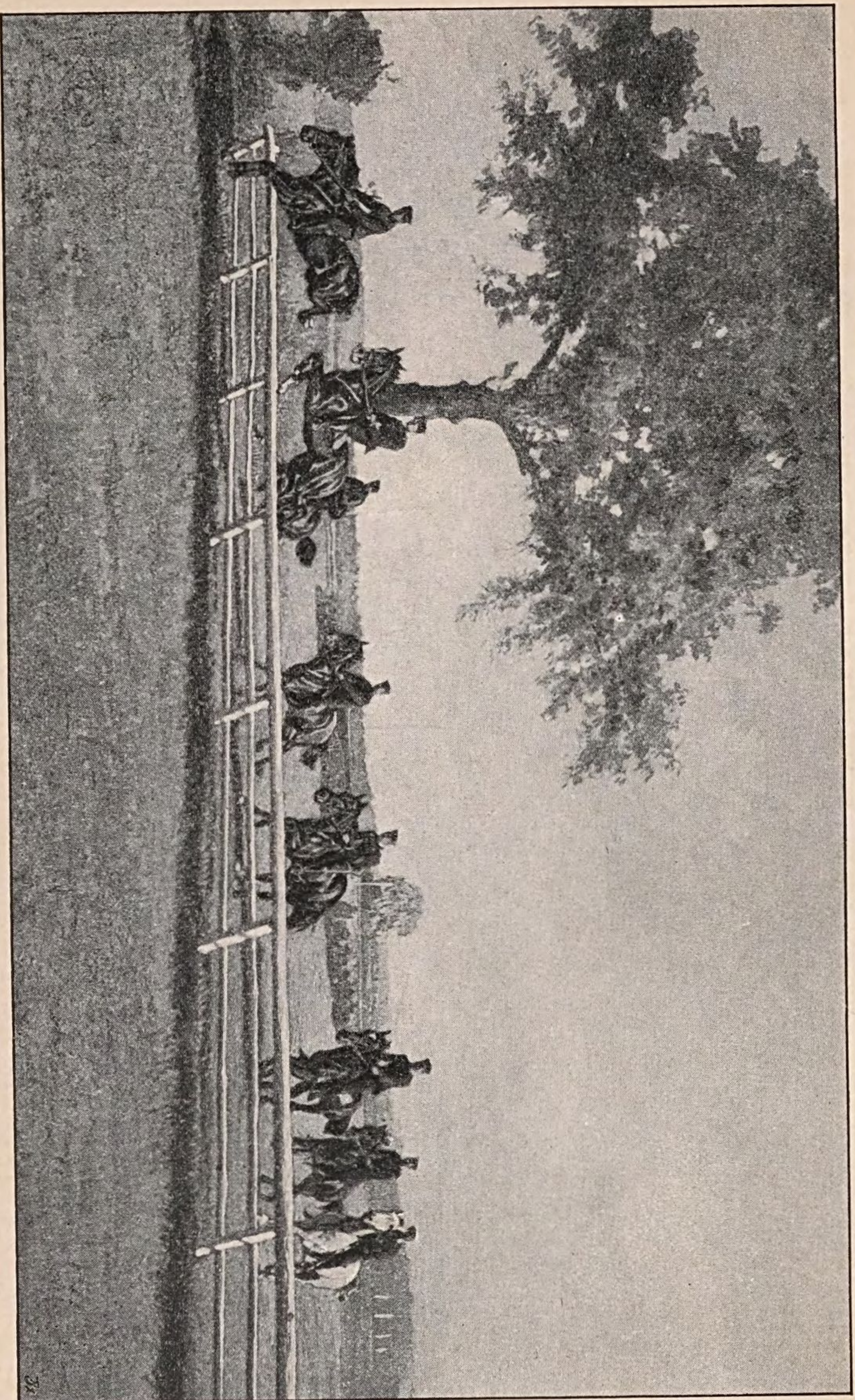
Das starke Hintenüberlegen hat auch keinerlei Zweck und erhöht die Sicherheit des Landens keineswegs; denn ein so weiter Sprung hat naturgemäß einen sehr geringen Elevations- und Senkungs-Winkel, sodaß eine besonders starke, momentane Belastung der Vorhand, der durch den Sitz des Reiters entgegengewirkt werden müßte, nicht eintritt.

Da die Schnelligkeit im Springen ein Hauptfaktor zum Erfolge in Hürdenrennen ist, so muß dieselbe auf jeden Fall ausgenutzt werden, selbst wenn man ein Warterennen reiten soll; d. h. man soll das Pferd, welches die Hürde anzieht, um dieselbe schnell zu überwinden, niemals daran verhindern dadurch Terrain zu gewinnen, sondern passiv bleiben. Nach dem Sprung kann man ja wieder das Pferd zurückzunehmen versuchen.

Sollte man gegen Ende des Rennens zum Treiben genötigt sein, so höre man damit jedenfalls auf, wenn man in die Nähe einer Hürde kommt; denn wenn ein Pferd, besonders wenn es müde wird, beim Abspringen gestört wird, so ist die Chance, daß es einen Fehler macht oder ganz hinfällt, sehr groß.

Dann ist aber das Rennen erst recht verloren.

Faule Pferde kann man aber gründlich aufmuntern, wenn es gegen die letzten Hürden geht, damit sie nicht durch Lässigkeit Fehler machen oder Terrain verlieren; ehe



Koppelrick mit Graben in Carlshorst. Gruppierung eines Feldes im Jagdrennen.

dieselben aber abspringen sollen, enthalte man sich aller Hilfen auch bei solchen.

Man hüte sich, mit müden Pferden zu dicht an der inwendigen oder gar äußeren Flagge zu springen, denn die Verführung ist für dieselben zu groß, sich durch Vorbeilaufen die Anstrengung des Springens und des Endkampfes zu ersparen.

Jagdrennen.

Während die Hürdenrennen gewöhnlich auf der Flachbahn gelaufen werden und in Bezug auf Pace, Distanz und Art und Weise des Reitens von Flachrennen weniger abweichen, wird sich die letztere je nach dem Terrain, den Sprüngen, der Distanz im Steeple chase modifizieren. Es wird weniger auf einen guten Start ankommen, denn es geht selten so schnell, daß man sich seinen Platz nicht auch ohne diesen wählen könnte; bei Pferden, die sich schwer aus dem Felde zurücknehmen lassen und in diesem zu heftig und unbequem gehen, wird man sogar bisweilen gut thun, einen schlechten Start zu nehmen, wenn man allein hinten reiten will.

Auf staubigen Bahnen wird man dann sogar gehörig abbleiben müssen, um nicht im Staube springen zu müssen, was stets gefährlich ist; da aber der Wind gewöhnlich denselben nach einer Seite treibt, so muß man sich auf der Windseite halten, wo die Luft am schnellsten wieder rein ist.

Bedenklich aber ist das zu weite Abbleiben mit Pferden, die mutherschig sind oder allein weniger gut springen; man läuft da Gefahr, überhaupt nicht wieder in das Rennen hineinzukommen.

Auf welchem Platze ungefähr man in einem Jagd-

rennen zu reiten hat, wird also auf das Pferd, die Distanz des Rennens, das Terrain und die Pace ankommen.

Die richtige Beurteilung derselben ist hier allerdings nicht von so großer Wichtigkeit als in Hürden- oder gar Flachrennen; besonders deshalb glaube ich, daß das letztere das schwerste zu reiten bezw. zu gewinnen ist und rate daher Anfängern, sich erst in Steeple chases und in Hürdenrennen eine gewisse Übung zu verschaffen, ehe sie sich an das Reiten von Flachrennen heranwagen.

Es macht außerdem keinen guten Eindruck, wenn junge Leute, denen das Reiten über Hindernisse entschieden mehr Spaß machen sollte, auf der Flachbahn debütieren, wenn nicht bestimmte Gründe dafür vorliegen.

Ich habe auch noch niemals aus solchen Herren etwas Ordentliches werden sehen; wer als Amateur die „Nerven“ nicht hat, über Hindernisse zu reiten, der sollte das Rennreiten überhaupt lassen.

Aber »revenons à nos moutons«.

Wenn auch richtige Beurteilung der Pace in Jagdrennen weniger ins Gewicht fällt, so wird der Anfänger so wie so — wenn er nicht etwa durchaus vorn oder hinten gehen muß — gut thun, sich auf einem guten Platz unter den vorderen Pferden oder bei einem erfahrenen Reiter auf einem guten Springer zu halten; ein solcher wird im Felde jeder Steeple chase meist zu finden sein und es empfiehlt sich, denselben vor dem Rennen um die Erlaubnis, seinen Spuren — aber nicht auf Vordermann — eventuell folgen zu dürfen, zu bitten.

Es ist das schon deshalb zweckmäßig, weil etwaige für den jungen Reiter nicht geeignete Taktik des älteren oder Eigentümlichkeiten seines Pferdes dabei zur Sprache

kommen und die Absicht des ersteren dadurch als mißlich event. sich erkennen lassen wird.

Auf einem leicht zu reitenden und gut springenden Pferde ist es nun wirklich nicht schwer, eine gute Rolle im Rennen zu spielen, wenn man den Zweck desselben, das Gewinnen, nie aus dem Auge verliert. Dazu gehört vor allen Dingen, daß man den nächsten Weg reitet und zwar kommen hierfür hauptsächlich die Wendungen in Betracht, deren es auf manchen Bahnen recht viele und scharfe giebt.

Wendungen.

Ich kann aber nicht durchaus empfehlen, die Wendungen stets hart an der dieselben bezeichnenden Flaggenstange zu nehmen, obgleich man, wenn man inwendig galoppiert und seinen Platz nicht aufgeben will, durch die äußeren Pferde so mit herumgenommen wird, daß das unvermeidlich ist. Nur lasse man sich nicht zu dicht an die Fahne herandrängen, denn wenn man Pech hat, kann man dieselbe dadurch unreiten oder wenigstens zerbrechen, was zu Protesten führen muß.

Hat man aber Raum genug, so empfiehlt es sich, die Wendung schon vorher einzuleiten, wozu es nötig ist, ein wenig auszuholen, also einen kleinen Umweg zu machen. Derselbe bringt sich aber nachher doppelt wieder ein, denn derjenige, der das that, befindet sich nach vollzogener Wendung früher in der neuen Direktion und profitiert dadurch mehr als er vorher verlor.

Im Haufen der Pferde wird dies sich ohne einen Pull nicht ausführen lassen, wodurch natürlich etwas Terrain verloren geht, aber, zumal gegen Ende eines

scharfen Rennens kann derselbe unter Umständen zur Auf-
frischung des Pferdes für den Endkampf von günstiger, ja
ausschlaggebender Wirkung sein.

Manche Bahnen sind so angelegt, daß man nicht
geradeaus gegen alle Sprünge kommt, wenn man den
nächsten Weg reiten will. Es ist aber jedenfalls prak-
tischer, lieber ein wenig auszuholen, um senkrecht gegen
das Hindernis anzureiten, als schräg zu springen; die
Verführung zum Ausbrechen ist für die meisten Pferde
dadurch doch zu groß. Den Reitern, die das riskieren
wollen, möge man sich nicht an die gefährliche Seite legen,
damit man nicht mit herausgenommen werden kann; lieber
einen Pull geben, die Wendung bei Zeiten hinter den
anderen ausführen und dann gerade gegen das Hindernis
gehen.

Ein absichtliches Schrägspringen ist nur dann anzu-
raten, wenn man auf einem ganz sicheren Pferde sitzt, das
Hindernis — besonders der Weite nach — nicht sehr be-
trächtlich ist und nach demselben eine Wendung auszuführen
ist. Da kann es allerdings sehr profitabel werden, wenn
man die betreffende Wendung schon etwas vor dem Sprunge
einleitet, so daß man schräg in die neue Direktion hinein-
springt; diejenigen, welche die Wendungshilfen erst zu geben
anfangen, wenn das Pferd sich noch in dem Schuß nach dem
Sprunge befindet, werden die Wendung meist nur in grö-
ßerem Bogen, also unter Terrainverlust, ausführen können.

Auf einem bequem gehenden, wendigen Pferde wird
das noch nicht so erheblich sein, aber auf einem sturen
Puller kann der Umweg dadurch sehr groß und die Chancen,
zu gewinnen, begraben werden.

Stets falsch ist es mit einem Zügel wenden zu wollen; da-
zu gehören beide und Gewichtshilfen; und es giebt so gutmütige

und wendige Pferde, daß sie sich durch diese allein schon wenden lassen; manche gehen sogar in ihrem Eifer darin zu weit und nehmen die Wendung, die ja meist mit einer Fahne bezeichnet ist, so knapp, daß diese umgeritten oder umgerissen werden kann, besonders, wenn sich noch ein Pferd am Kopf des ersteren außen befindet, dessen Reiter auch scharf herumkommen möchte. Mir ist dadurch einmal ein sicher zu gewinnendes Rennen verloren gegangen.

Es war im Jahre 1885 in Hannover, wo die bekannte Schimmelstute Udare die Wendung hinter der Steinmauer um eine Flagge, die zum Schutz(?) mit einem kastenartigen Verschlag umgeben war, so knapp nahm, daß sie selbst oder mein Oberkörper mit diesem in Kollision und wir beide heftig zu Fall kamen.

Eigentümlichkeiten der Pferde beim Springen.

Schon gelegentlich der Besprechung von Sitz und Hilfen des Rennreiters beim Springen habe ich von Eigentümlichkeiten der Pferde beim Springen gesprochen, auf die der fühlende Reiter eingehen muß, wenn nicht die Sicherheit und Schnelligkeit des Sprunges leiden soll.

Alle Pferde können nicht so vollkommen veranlagt und geschult sein, daß die vollständige Passivität des Reiters genügt, um Fehler fast unmöglich zu machen.

Wir müssen uns also auch mit solchen zurechtfinden, die schwieriger zu reiten sind und deshalb unter verschiedenen guten Reitern auch verschieden sicher und schnell springen.

Ein sehr häufiger, bei sonst gut zum Springen veranlagten Pferden vorkommender Fehler ist das Schief-springen.

Da ich in dieser Abhandlung mich nicht über Korrektur

verdorbener Pferde zu äußern habe, so betrachten wir hier nur die Art und Weise, sich zu benehmen, wenn man auf solchen Tieren Rennen zu reiten genötigt ist.

In vielen Fällen wird es nicht nötig sein, den Versuch zu machen, das Pferd zum Geradeauspringen zu veranlassen; denn eine Ungewohnheit resp. Untugend läßt sich plötzlich doch nicht beseitigen und meistens wird das Pferd durch die bezüglichlichen Hilfen im Sprunge gestört und wird denselben ungeschickter und langsamer ausführen als sonst.

Freilich muß man sicher sein, daß das Schief-springen nicht soweit geht, daß man außerhalb der Flagge springt oder gar ausbricht. Man lasse also auf der gefährlichen Seite so viel Raum, daß dieser Fall nicht eintreten kann. Einem anderen Pferde sich so zur Seite zu legen, daß man es quasi als Fang benutzt, kann ich nicht empfehlen; denn abgesehen davon, daß viele Pferde nach anderen hängen, also das Übel noch verschlimmert werden kann, ist die Möglichkeit einer Kollision beim Landen so groß, daß die eigene sowohl als des Mitreitenden Sicherheit unnötig gefährdet wird.

Man halte sich also lieber etwas allein, gehe gegen die Mitte der Hindernisse und ziehe unter keiner Bedingung die Nase des Pferdes nach der entgegengesetzten Richtung, also nicht nach der linken Seite, wenn man das halbrechts — nicht nach der rechten Seite, wenn man das halblinks Springen verhindern will. Mit beiden Zügeln und Schenkeln das Pferd geradeaus zu halten suchen ist das einzige, was helfen kann.

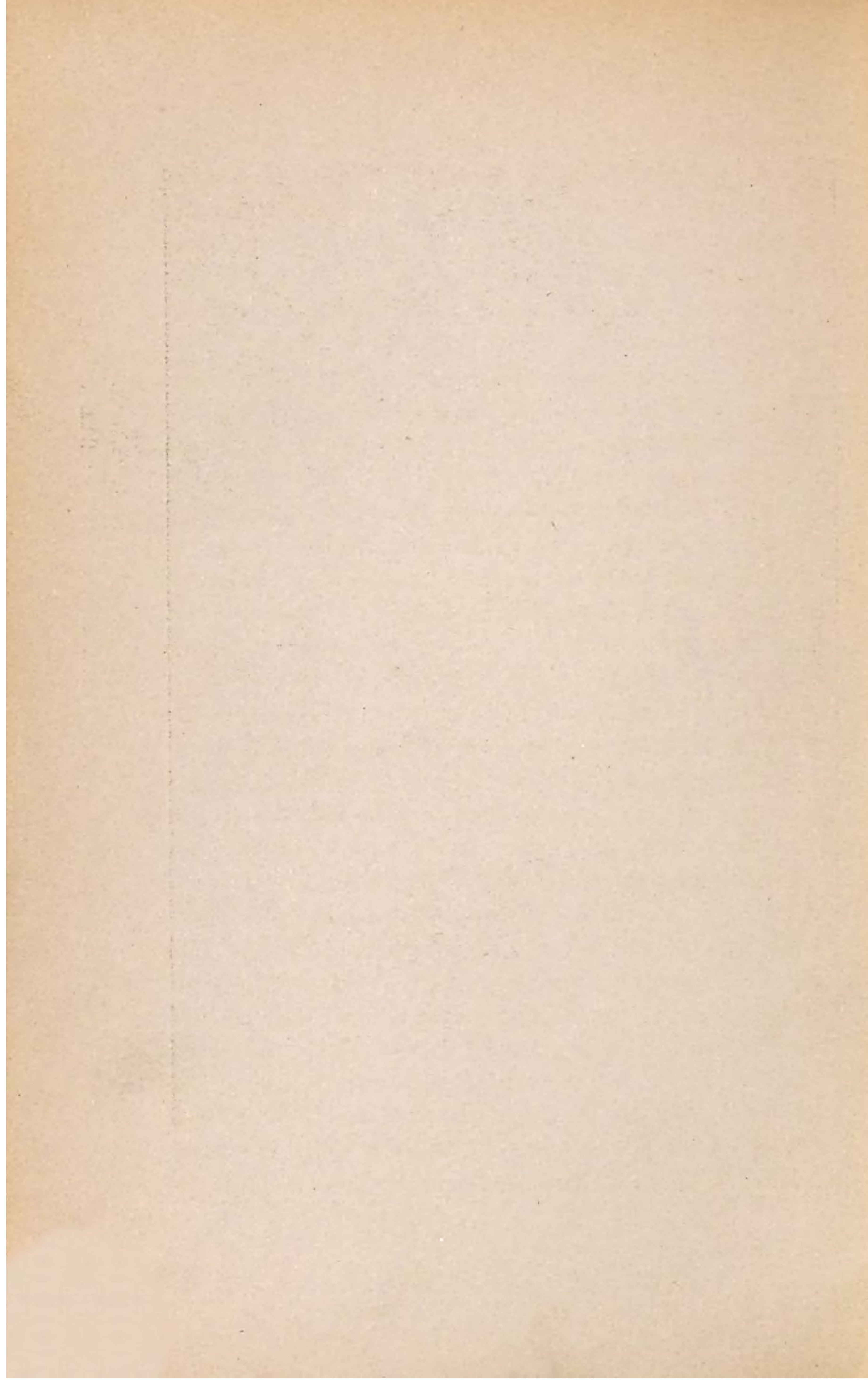
Beabsichtigt man ein Rennen auf solchem Pferde zu führen, so gehört es sich, daß man die Mitreitenden spätestens vor dem Start von der Ungewohnheit desselben in Kenntnis setzt, wodurch ein Accident vermieden werden kann.

Anfang der achtziger Jahre ritt ich einen englischen



Offener Graben im Orcadian-Jagdrennen zu Carlshorst.

„April Fool“ unter Lieutenant von Graevenitz II springt zu früh ab und fällt.



Steepler sehr guter Klasse des Baron Cramm, der die Ungewohnheit, schief — halbrechts — zu springen, im höchsten Maße hatte. Sobald man ihn daran verhindern wollte, sprang er schlecht und langsam; ich ließ ihn also gewähren und bemerkte mit Vergnügen, wie es bei jedem Sprunge besser wurde, sodaß er zuletzt ziemlich gerade gehend das Rennen gewann.

Ein sehr häufiger Fehler bei nicht vollkommenen Springern ist auch das zu früh oder zu spät Abspringen eine Folge fehlender Übung oder Geschicklichkeit, sich den Galoppsprung einzuteilen.

Der Engländer nennt dies „chance his fences“.

Ob dieser Fehler zu einem Sturze führt, wird sehr oft von dem Benehmen des Reiters abhängen, besonders in ersterem Falle, dem zu früh Abspringen.

Hält derselbe das Pferd zu fest, was an und für sich schon zum früh-Abspringen führen kann, so verhindert er dasselbe so weit zu springen, daß es nicht am Hindernis hängen bleibt und verliert nebenbei seinen Sitz gewöhnlich so, daß er das strauchelnde Pferd vollends umreißt, wenn er sich nicht gar von demselben trennt.

Wenn man sich also durch das frühe Abspringen hat überraschen lassen, so ist es durchaus nötig, dem Pferde den Kopf so frei zu geben, daß es sich völlig mit der Vorhand ausstrecken kann; dann wird es selten fallen.

Am auffallendsten sah ich dies den damaligen Major von Rosenberg auf Porto über den Wosprung (Hürde mit 14füßigem Wassergraben mit steilen Rändern) in Baden ausführen.

Der Hengst behandelte den Sprung als Hürde und sprang zu früh ab; in der Luft sah er das Wasser unter sich und streckte sich so weit als irgend möglich nach vorn, um den jenseitigen Rand zu erreichen. Rosenberg rührte

sich nicht im Sattel, ließ aber die Zügel bis aufs Ende durch die Finger gleiten und der Hengst faßte — scheinbar nur mit einem Fuß — den festen Boden. Wer es anders gemacht hätte, wäre gefallen.

Unangenehmer noch ist die Ungewohnheit, zu spät abzuspringen, die man bei lässigen oder alten Pferden, welche einen anstrengenden Sprung vermeiden wollen, nicht selten findet.

Sind dieselben mit einer guten Schulter versehen und gut routiniert, so werden sie sich immer noch zu helfen wissen, meistens durch Schießspringen, was man auch in diesem Falle gestatten, eventuell sogar veranlassen muß.

Undernfalls bleibt auch hier als einzige Hilfe das Nachgeben der Zügel, damit die Hinterhand Freiheit genug gewinnt, die Erhebung der Vorhand auch unter einem ungünstigen Winkel zu bewirken.

Bei manchen Pferden, die aus Lässigkeit zu dicht an das Hindernis heranlaufen, hilft oft auch ein Zuruf oder eine Strafe, z. B. ein Sporenstich am oder vor dem Gurt im richtigen Moment, d. h. kurz ehe der letzte Galopp-sprung, der vom Übel ist, angesetzt wird.

Junge, gesunde Pferde, die oft zu spät abspringen, werden meiner Erfahrung nach selten zuverlässige Steeple-Chaser und man besteige sie lieber nicht mehr in solchen Rennen.

Überhaupt kann ich Anfängern, selbst wenn sie sich üben wollen, vom Reiten notorisch schlechter Springer nur abraten. Was sie dabei lernen können, steht in keinem Verhältnis zu dem, was sie riskieren; außerdem verdirbt man sich auch die Nerven und verlernt es, seine Gedanken auf das Gewinnen — den Zweck der Übung — zu konzentrieren, wenn man bei jedem Sprunge auf ein Accident sich gefaßt machen muß und dasselbe zu verhüten trachtet.

Das Fallen.

Wie aus obigem hervorgeht, läßt sich das Stürzen durch Übung und Vorsicht in vielen Fällen vermeiden.

Ganz ohne dasselbe aber wird kein Rennreiter davonkommen und ich muß daher dieser unvermeidlichen Kalamität einige Zeilen widmen.

Da dieselbe ja auch bei jeder Art Reitens, auf der Jagd, im Dienst, ja im Schritt auf glattem Straßenpflaster eintreten kann, so sollte sich deshalb kein Reiter vom Rennreiten abhalten lassen.

Guten Rennreitern passiert merkwürdig selten etwas Ernstes und statistisch läßt sich nachweisen, daß dieselben nicht viel mehr Gefahr an Leib und Leben laufen, als andere Berufsreiter.

Dazu gehört allerdings, daß dieselben mit einiger Erfahrung nicht nur einen Sturz zu vermeiden, sondern den drohenden auch rechtzeitig zu merken und sich dann richtig zu benehmen wissen müssen.

Durch die Beobachtung einiger Vorsichtsmaßregeln, Übung und Geistesgegenwart kann die Gefahr bedeutend reducirt werden.

Dazu gehört in erster Linie, daß man sich hütet, in den Sturz eines anderen Pferdes mitverwickelt zu werden, also niemals auf Vordermann reitet, sich nicht auf die bedrohliche Seite eines schiefsspringenden oder ausbrechenden Pferdes legt, lieber einen kleinen Umweg macht, als so im Haufen reitet, daß das Pferd das Hindernis nicht rechtzeitig sieht; z. B. im Staube, wo man, womöglich auf der Windseite bleibend, dem unaufmerksamen Pferde durch Anrufen zu verstehen giebt, daß ein Hindernis kommt, was besonders bei offenen Gräben nötig ist u. s. w.

Manchen Pferden, die sich ihren Galoppsprung vor dem Hindernis nicht gut einzuteilen wissen, kann ein geübter Reiter oft durch einen Pull oder durch Verschärfen des Tempos helfen, gelingt es nicht, im letzten Moment, wie mehrfach erwähnt, dieselben auch wohl etwas schräg springen lassen, wenn sie zu nahe herangelaufen sind, und so einen Sturz vermeiden.

In allen Fällen wird ein Nachgeben der Zügel und die Verlegung des Schwerpunktes nach rückwärts — ausgenommen bei offenen Gräben — angebracht sein. Immerhin aber muß man sich, wenn nicht alles stimmt, darauf gefaßt machen, zu fallen, und dann auf nichts weiter bedacht sein, als möglichst vom Pferde wegzukommen, da die meisten Verletzungen dadurch entstehen, daß das Pferd über den Reiter wegrollt. Meist wird das Fortkommen gelingen, wenn man sich ein für allemal daran gewöhnt, Zügel und Bügel loszulassen, sobald der Sturz eintritt.

Gerade durch das Festhalten der Zügel zieht man das Pferd auf sich herauf und vom Bügel kommt man auch schlechter los, wenn man schon am Boden liegt.

Ich weiß wohl, daß Soldaten und Jagdreitern das Festhalten der Zügel, also des Pferdes als besonderes Verdienst angerechnet wird; reiten doch manche der letzteren mit einer um das Handgelenk befestigten Schnur, die mit den Zügeln verbunden ist.

Die Umstände, die dies motivieren, kommen aber für den Rennreiter nicht in Betracht, denn der Fall ist heutzutage zu selten, daß ein Rennen nach einem Sturz noch gewonnen wird; dazu ist die Pace heut zu rasch und Accidents von Konkurrenten nicht so häufig als früher. Wer also gefallen ist, gebe in seinem und seines Pferdes Interesse, welches er jedenfalls sehr (und meistens zwecklos) anstrengen würde, das Rennen — in der Regel wenigstens — auf.

Ich entsinne mich nur eines Falles aus neuerer Zeit, daß ein besseres Rennen von einem gefallenem Pferde gewonnen wurde.

Das war im Jahre 1883 Lady of the Lake im Alten Badener Jagdrennen. Die Stute fiel an der Mauer im ersten Drittel des Rennens. Mr. Moore, der sie ritt, hielt dieselbe nicht fest, sie blieb vielmehr von selbst stehen als sie wieder aufgestanden war; er bestieg sie rasch und ritt den anderen nach, ohne mehr als vielleicht 100 Längen verloren zu haben. Da das Tempo nicht besonders schnell war, holte er sie im letzten Drittel des Rennens ein und da die Stute überlegen war, gewann sie noch leicht.

Das ist aber eben eine Ausnahme; in der Regel ist das Weiterreiten meist zwecklos und auch noch schädlich für das Pferd. Denn erstens geht nicht jedes Pferd gern allein und lernt so vielleicht Hindernisse refüsieren, woran es in Gesellschaft nie gedacht hätte; außerdem aber wirkt ein hoffnungsloses Nachjagen und Erschöpfen des Pferdes nur ungünstig auf Temperament und Konstitution. Endlich wird es auch unnütz exponiert, wenn es vielleicht knapp geschlagen wird. Aus allen diesen Gründen gebe man für gewöhnlich ein Rennen auf, wenn man fällt, lasse sein Pferd lieber los und suche nur zu vermeiden, von einem der nachfolgenden Pferde verletzt zu werden. Hat man Zeit, schnell aufzustehen und seitwärts wegzulaufen, so ist das ganz zweckmäßig; meistens wird das aber nicht angehen und da muß man sich hüten, sich fortzubewegen, weil dann weder der folgende Reiter noch dessen Pferd weiß, wohin dirigieren, um ein Unreiten zu vermeiden.

Einem still Liegenden wird kaum von der Nachhut der Mitreitenden etwas zu Leide geschehen, allenfalls kann er durch Rufen die Aufmerksamkeit auf sich und die

Pferde von sich abzulenken suchen. Aufmerksame und rücksichtsvolle Reiter verletzen einen Gestürzten sehr selten; mir ist es nie passiert.

Auch auf flacher Bahn können sich Stürze ereignen und da ist die Gefahr, von den nachfolgenden Pferden getreten zu werden, meist weit größer als der Sturz selbst; hier kann der Reiter aber wenig oder gar nichts thun, um dieselbe herabzumindern wegen der Geschwindigkeit und Geschlossenheit des Feldes. Natürlich muß man vermeiden, zu dicht an die Barrieren heranzukommen, wodurch besonders ein nach der Seite hängendes Pferd zu Fall kommen kann. Auch durch Hineingaloppieren in ein anderes Pferd kann das geschehen oder wenn das Pferd auf hartem glatten Boden in den Wendungen die Beine durch Ausgleiten verliert; alles derartige passiert ungeschickten und ungeübten Reitern natürlich am ehesten.

Wenn ich also wiederhole, daß viele Stürze vermieden werden können und glaube darüber urteilen zu dürfen, so kommt das daher, daß wohl wenige Reiter verhältnismäßig so selten gefallen sind wie ich. Ganz genau weiß ich es nicht, ich habe aber wohl circa 300 Rennen gewonnen, werde also nicht viel unter 1000 geritten haben, worunter weitaus die meisten über Hindernisse. Ich müßte sehr irren, wenn ich mehr als fünfzehnmal gefallen wäre und glaube dem Umstande manches Rennen und besonders manchen Platz zu verdanken zu haben, daß ich ein müdes Pferd sehr selten rücksichtslos über die letzten Sprünge gejagt habe, was nebenbei bemerkt die bedenklichsten Stürze geben kann.

Ein Beispiel, welches mir hier einfällt, ist folgendes:

Mitte der siebziger Jahre ritt in Deutschland ein englischer Herrenreiter, Mr. Cunningham, der zwar nicht schlecht, aber etwas zu sehr „englisch“ ritt. In Hannover

steuerte er eines Tages ein gut springendes, aber junges Pferd des Herrn Wehlschlaeger, ich in demselben Rennen das Pferd eines Regimentskameraden, ein langsames aber sicher springendes Pferd, den Schimmelwallach Meidinger.

Die Pace war sehr scharf und als wir gegen den vorletzten Sprung — damals eine Steinmauer — gingen, waren beide Pferde schon etwas müde, doch hoffte ich durch den Sprung gegen das junge Pferd einen Vorteil zu erlangen. Da nahm Mr. Cunningham die Peitsche und ritt — echt englisch — unter Prügeln gegen die Mauer. Vielleicht aus Menschenfreundlichkeit, vielleicht auch, weil ich das nicht mitmachen wollte und doch fürchtete, etwa verlorenes Terrain auf dem langsamen Pferde nicht gutmachen zu können, rief ich ihm (englisch) zu: „Vorsicht, Sie werden fallen!“ er achtete aber nicht darauf, sprang schon zwei Längen vor mir, seine Stute hob sich aber nicht genügend und er schlug eine schlecht aussehende „Serche“. Das Pferd fiel auf ihn, er wurde innerlich verletzt und hat nie wieder geritten.

Hätte er, statt zu prügeln, vor der Mauer einen kleinen Pull gegeben, so wäre er höchst wahrscheinlich nicht gefallen und hätte das Rennen doch gewonnen.

Zuweilen ist auch der Fall auf flacher Bahn die Schuld des Reiters, z. B. erinnere ich mich, daß von solcher Graf H. Dohna nicht ganz freizusprechen war, als er, allerdings in einem Hürdenrennen, in Charlottenburg durch Hineindrängen seines Pferdes zwischen andere an der ersten Ecke auf flacher Bahn zu Fall kam und infolge davon das Reiten aufgeben mußte.

Ein solcher Fall ist aber eine große Seltenheit und überhaupt sind die ohne Schuld des Reiters vorkommenden gefährlichen Stürze glücklicherweise nicht häufig; sind sie

einem Reiter aber mehrmals passiert, so ist es mit der Freude am Reiten und den guten Nerven häufig aus.

Der schlimmste, in der That einzige schlimme Sturz, den ich zu verzeichnen gehabt, erlitt ich durch eigene Schuld im Jahre 1875 in Quedlinburg.

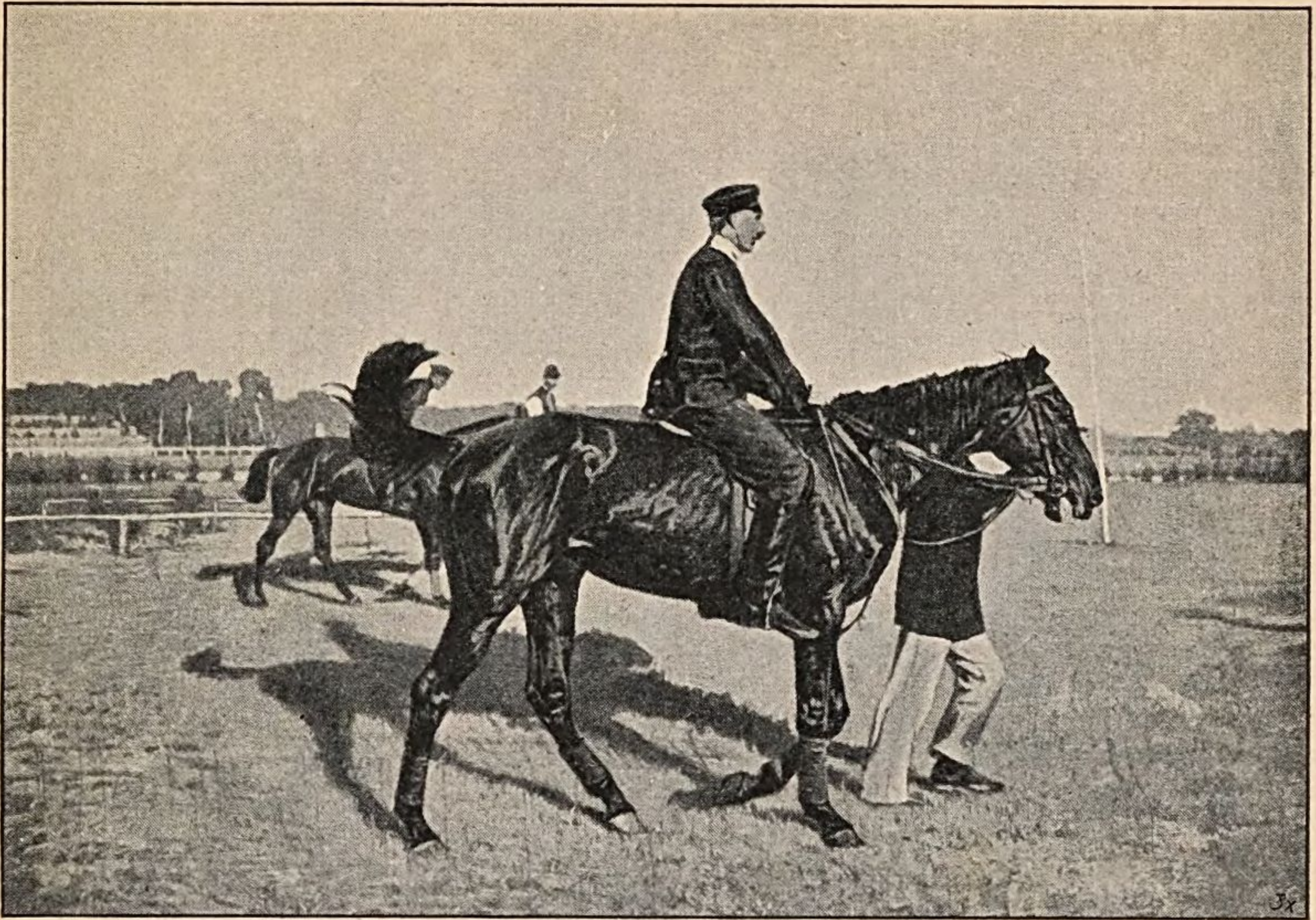
Ich ritt da im Harzjagdrennen das Pferd eines Regiments-Kameraden, Milanais, gegen einen sehr überlegenen Steepler des Baron Cramm, Fantôme.

Mein Hengst ging aber so gut, daß ich hoffen durfte, es werde im Einlauf zum Kampf kommen und deshalb versuchte ich, um die letzte Ecke bergab die Innenseite zu nehmen.

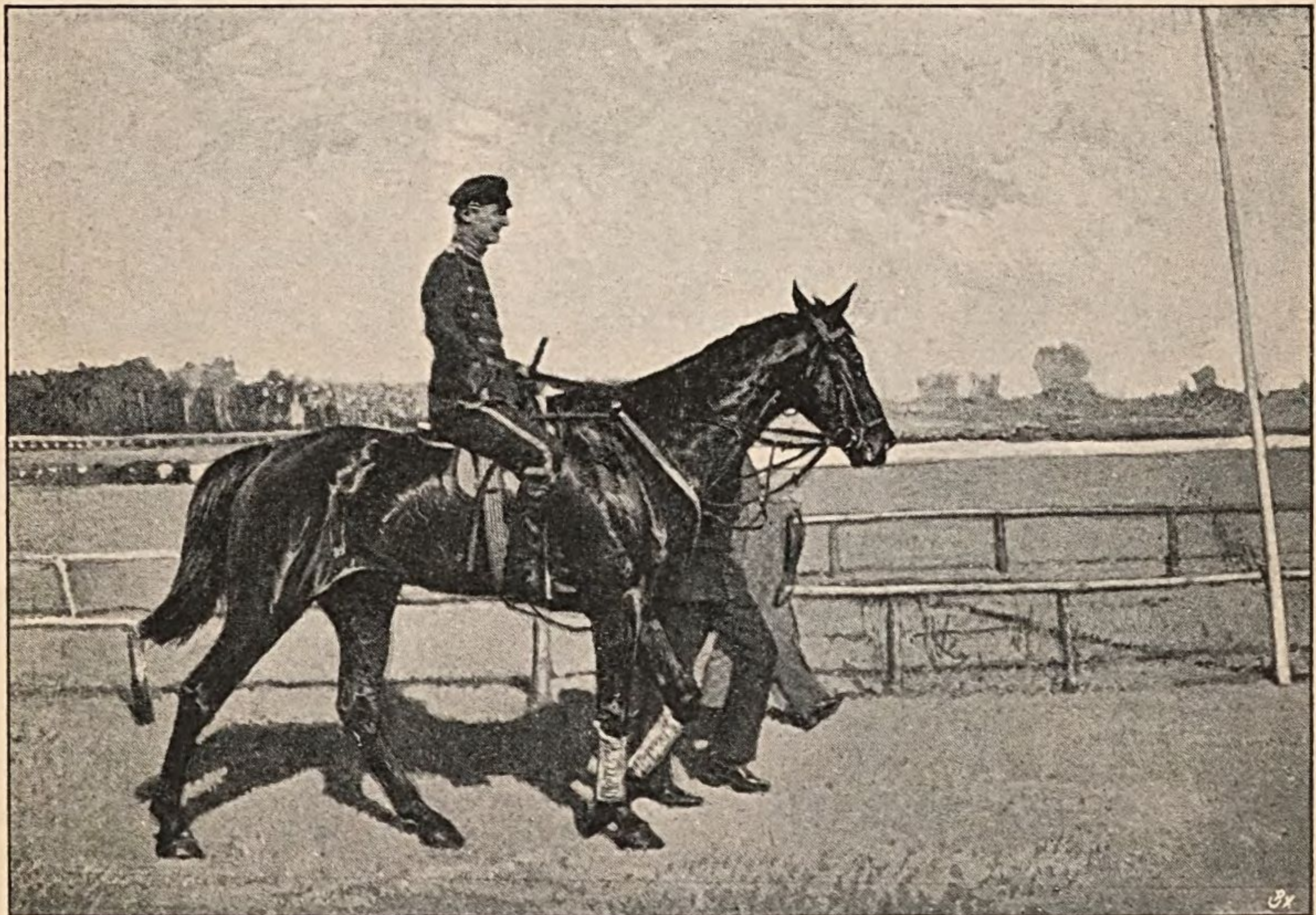
Dabei kam ich zu nahe an die Barrière heran und als ich die Gefahr bemerkte, war es zu spät. Mein Fuß, so schien es mir, geriet unter dieselbe und im selben Augenblicke stürzte Milanais, sich mehrmals überschlagend. Ich war bei voller Besinnung und merkte gleich, daß mein rechtes Bein schlimm gebrochen war, denn der Knochen war durch den zerrissenen Rennstiefel zu sehen.

Ich lag drei Monate lang zu Bette, konnte vor dem Winter kein Pferd besteigen und es wurde mir dann prophezeit, daß der wahrscheinliche Verlust meiner „Nerven“ von weiterem Rennreiten mich abhalten würden. Glücklicherweise traf das nicht ein, denn ich ritt schon 1876 mehr Sieger, als ich oder irgend ein anderer Herr in Deutschland bis dahin in einem Jahre geritten hatte.

Immerhin empfiehlt es sich, wenn man nach einem schweren Sturz wieder reitet, die ersten Male nur erprobt sichere Springer zu wählen, damit das Vertrauen wiederkommt.



Lieutenant Graf Lehndorff auf „Bastard“.



Lieutenant Graf W. Königsmarck auf „The Rake“.

Besondere Vorkommnisse.

Es giebt viele besondere Vorkommnisse, durch die ein Rennen durch die Schuld des Reiters verloren geht und die zu vermeiden erst die Erfahrung lehrt; oft genügt ein einfacher Pull dazu. Das gilt z. B. vom Reiten durch Wasser, sumpfige Stellen, hohes Getreide, alles wodurch die treibende Schwungkraft so plötzlich gehemmt wird, daß die Beine dem vorwärts drängenden Schwerpunkt wegen des unvermutheten Widerstandes nicht schnell genug folgen können; starke Kümpler, ja Überkopfgehen sind da unvermeidlich. Ein rechtzeitig gegebener Pull und gründliches Rückwärtsneigen des Oberkörpers werden gegen diese Unfälle wirksam schützen. Unter einem Pull versteht sich aber nicht ein bloßes Ziehen am Zügel, sondern man muß damit auch wirklich durchkommen, sodaß die gewünschte Verlangsamung und Haltung rechtzeitig, d. h. einige Galoppsprünge vor dem Hindernis, eintritt.

Zuweilen ist das auch nötig, wenn man ein Pferd verhindern will, ein Hindernis fliegend zu springen, welches dazu sich nicht eignet, z. B. einen irischen Wall mit Graben dahinter. Wenn man da nicht mit dem Anzug rechtzeitig durchgekommen ist, so wäre es besser gewesen, gar keinen zu geben, denn nun wird die Sache ganz schlimm; das Pferd, welches nun doch versuchen wird, fliegend zu springen, wird durch das Festhalten behindert und nun wird der Sprung zu kurz. In solchen Fällen muß man, je nach dem Pferde früher oder später mit dem Parieren anfangen, sodaß man einige Längen vor dem Sprung damit durch ist und nun wieder, wie gewöhnlich, nachgeben und das Pferd sich selbst überlassen kann.

Alle Vorkommnisse in Hindernis-Rennen lassen sich

natürlich weder voraussehen, noch Regeln für das Verhalten dabei aufstellen.

Wenn dieselben auch gegen frühere Zeiten seltener geworden sind, so ist es doch auch heut zu Tage noch nicht ausgeschlossen, daß der geübte und umsichtige Reiter durch Geistesgegenwart und Benutzung der Fehler von Mitreitern auf einem schlechteren aber sicheren und gehorsamen Pferde gegen überlegene Gegner gewinnt.

Wenn man im allgemeinen auch alles, was unfair oder rücksichtslos gegen die Mitreitenden ist, streng vermeiden muß, so ist es doch niemand zu verübeln, wenn er in einem Kampfe irgend welcher Art jeden erlaubten Vorteil, der sich ihm zum Siege bietet, ausnützt.

Wenn sich ein Mitreitender verreitet oder verreiten will, so ist es ja sehr liebenswürdig, aber jedenfalls unpraktisch, wenn man ihm dies zuruft, um hernach vielleicht von ihm geschlagen zu werden; im Gegenteil ist dies der Moment, die Pace zu verschärfen, damit es jenem, nachdem er sein Versehen gut gemacht, möglichst schwer wird, wieder heranzukommen.

Dasselbe gilt, wenn ein gefährlicher Konkurrent gefallen ist und wieder aufsteht.

Auch ein einfacher Rumppler oder ein kleiner Umweg, den ein Gegner macht, besonders gegen Ende des Rennens, kann entscheidend für den Sieg werden, wenn man den Fehler durch recht schnelles Gehen gehörig ausnützt. Zuweilen ist es auch zu entschuldigen, wenn man direkt seine Gegner zu Fehlern veranlaßt; z. B. wenn das Pferd eines derselben vorn schlecht springt, indem man denselben gerade dazu zu zwingen sucht, dies zu thun — bezw. nicht zu thun.

Ich ritt in den siebziger Jahren in Hannover in einem

Kennen, in dem sich ein dem meinigen überlegenes Pferd befand, von dem ich aber wußte, daß es ohne Führpferd gegen Wassergräben große Abneigung zeigte. Der vorletzte Sprung im Rennen war damals ein ziemlich breiter aber nicht sehr tiefer Graben und als ich mich, führend, in einiger Entfernung vor demselben umdrehte, sah ich nur noch den betreffenden Gegner bedrohlich hinter mir, offenbar noch sehr frisch gehend; sprang er den Graben, so schlug er mich. Ich pullte also mein Pferd auf und blieb vor dem Graben stehen, was derselbe getreulich nachahmte; dann durchfletterte ich denselben, was er aber nicht mitmachte, und gewann nun natürlich, wie ich wollte.

Solche kleine Kriegslist ist zuweilen recht praktisch.

Weniger mutete mich folgende an, vielleicht weil ich das Opfer davon wurde.

Ich ritt in Baden selbigen Jahres, glaube ich, gegen einen sehr guten, aber wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen die Mitreiter bekannten Herrn. Das Rennen war ziemlich scharf in tiefem Boden über die alte Bahn gelaufen worden und auf dem Berge gegenüber den Tribünen lag der Ausgang nur noch zwischen uns beiden. Als wir über die dort befindliche Hürde gesprungen waren, fühlte ich aber, daß ich gewinnen würde, denn mein Pferd ging frischer als das meines neben mir liegenden Gegners. Da sagte derselbe zu mir: „Sie gewinnen ja doch, reiten wir doch Schritt den Berg herunter“; ich antwortete: „Ja, gern“ und begann aufzupullen. Ich bemerke, daß der steile Abhang, den man hinunterreiten mußte, damals noch nicht apfirt, nur im Gänsemarsch, nicht nebeneinander, zu passieren war und am Fuße einen für ein nicht versammeltes Pferd gefährlichen sumpfigen Graben hatte; deshalb wurde die Aufforderung zum langsam herunter Reiten gern von mir angenommen. Wie groß war aber mein Erstaunen,

als ich in dem Augenblick, als ich mein Pferd durchpariert hatte, um rechtsum herunterzurutschen, meinen Gegner in einigen Galoppsprüngen an mir vorbei hinunterjagen sah; ehe ich mein Pferd, so rasch es nun ging, heruntergebracht und wieder in Schwung gebracht hatte, hatte er, auf der Rennbahn angelangt, so viel Terrain gewonnen, daß es mir nicht mehr möglich war, ihn auf der kurzen Strecke zum Ziel ganz einzuholen und ich so durch meine — Naivität — ein großes Rennen verlor. Daß ich auch die Lacher nicht auf meiner Seite hatte, versteht sich von selbst. — Verabredungen gegenüber bin ich seitdem etwas skeptisch.

Eines der merkwürdigsten Vorkommnisse, die je den Ausgang eines großen Jagdrennens entschieden haben, ereignete sich auf derselben Bahn im Jahre 1872. Graf Nic. Esterhazy ritt den bekannten zweimaligen Grand National Sieger des Baron Oppenheim, den Schimmelhengst „The Lamb“, während des Grafen eigenes Pferd, „Monarch“, vom Grafen J. Kinsky gesteuert wurde.

Nur noch ein drittes Pferd vervollständigte das Feld. „The Lamb“, natürlich als heißer Favorit gestartet, schien auch das Rennen über die letzte Hürde um 50 Längen gewinnen zu sollen, als er, anscheinend unmotiviert, angehalten wurde und dann nicht mehr vorwärts zu bringen schien, als „Monarch“ ihm aufrückte und das Ziel vor ihm passierte.

Natürlich war die Aufregung über den Vorfall groß und erst beim Auspullen zeigte sich, daß der brave Schimmel, ohne irgend einen ersichtlichen Grund, wahrscheinlich an der letzten Ecke, ein Hinterbein gebrochen hatte.

Bei Hindernisrennen kann eben allerlei vorkommen, was für den Zuschauer unbegreiflich scheint, als Widrigkeit oder Verletzungen des Pferdes, Platzen am Sattelzeug

u. s. w., die den Reiter zum Abstoppen nötigen. Je weniger Verständnis das Publikum für die Technik des Rennbetriebes hat, desto schneller ist es in solchen Fällen meist mit absprechenden Urteilen fertig.

Wer selbst viel geritten hat, kritisiert gewöhnlich milder und tadelt nicht, ohne über derartige Vorkommnisse sich genau informiert zu haben.

Management. *)

Unter Management — ein englisches Wort, welches aber in unseren Sprachgebrauch schon fest übergegangen — versteht man die Verwaltung eines Unternehmens en gros oder en detail; im sportlichen Sinne also die Leitung eines Rennstalles.

Dieselbe umfaßt zunächst die Bestimmung über die Verwendung der einzelnen Pferde, Anordnung wann und wo dieselben laufen sollen, Ausrechnung der zu tragenden Gewichte, Engagements derselben, Beschaffung der Reiter, Erteilung der Instruktion an dieselben, Beobachtung des Rennens, Einlegung bezw. Abwehr etwaiger Proteste u. s. w.

Mit dem eigentlichen Training hat der Manager an und für sich nichts zu thun, sondern nur, sofern er nicht ausschließlich eigene Pferde managed, den Besitzer derselben zu vertreten und dessen Interessen zu wahren. Ohne einen gewissen Einfluß auf den Training wird er dies nicht in vollkommener Weise durchführen können, weshalb es durchaus notwendig ist, daß der Trainer dem Manager unterstellt ist; des letzteren Anordnungen müssen aber auf den Ansichten des ersteren fußen.

Die Funktionen beider sind so eng mit einander ver-

*) Vergl. A. Schläter. Training des Pferdes, Seite 124.

knüpft, daß ohne ein gewisses Einverständnis und gutes Einvernehmen zwischen ihnen eine ersprießliche Thätigkeit nicht denkbar ist. Aus diesem Grunde werden bei den folgenden Betrachtungen auch die in das Gebiet des Trainings fallenden Fragen nicht immer umgangen werden können.

Vom Management hängt zum großen Teil der Erfolg eines Rennstalles ab. Selbst mit gutem Material wird ein schlecht geleiteter Stall meist ungünstige Resultate aufweisen, dagegen kann man mit mittelmäßigen Pferden, geschickt verwendet, zuweilen überraschende Erfolge erzielen. Feste Vorschriften für diese Thätigkeit lassen sich aber theoretisch schwer geben, weil die aus der Praxis sich ergebenden Modifikationen zu beträchtlich sind.

Es sollen daher hier auch nur einige Winke für gewisse Fälle gegeben und Grundsätze aufgestellt werden, deren Giltigkeit die Praxis erwiesen hat.

Schon hierbei aber entstehen Schwierigkeiten, weil dieselben sich nach den Verhältnissen und den Gesichtspunkten, von denen aus ein Stall geleitet werden soll, modifizieren.

Die Unterschiede, die hier in Betracht kommen, sind, neben der Größe des Stalles, auch die Zwecke, die derselbe verfolgt; es fragt sich, ob derselbe das Hauptgewicht auf Renn- oder auf Wettgewinne legt (welch letzteres in England und Amerika das häufigere ist), ob er mit großen oder beschränkten Mitteln arbeitet, ob der Stall aus einem eigenen Gestüt hervorgeht oder sich anderweitig rekrutiert, ob er nur mit Flachrenn- oder auch mit Hindernissport sich befaßt.

Die Modifikationen, die das Management eines Stalles durch Rücksichtnahme auf Wetten erleidet, will ich gelegent-

lich erwähnen; zunächst beschäftigen wir uns also nur mit dem auf Renngewinne abzielenden Management und beginnen mit demjenigen eines

Großen Flachrennstalles.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein solcher zuweilen wohl aus Renngewinnen eines oder einiger besonders glücklicher Jahre, auf die Dauer aber ohne große pekuniäre Opfer nicht zu erhalten ist.

An großen Rennen mit Aussicht auf Erfolg sich theiligen zu können, ist entweder durch Jährlingskauf möglich; das ist schon sehr theuer, wenn man gutes Material kaufen will (schlechtes, weil billiger, zu kaufen ist eine ganz verfehlte Spekulation), oder durch eigene Aufzucht, was, zumal wenn man durch erstklassiges Material reussiren will, meist noch viel kostspieliger ist.

Im letzteren Falle hat der Manager eben das gelieferte Material einfach zu übernehmen, im ersteren aber ist es notwendig, daß er über die zum Verkauf kommenden Jährlinge orientiert ist, falls deren Ankauf ihm überlassen bleiben könnte.

Wenn man nicht mit unbeschränkten Mitteln arbeitet, ist hierbei schon ein guter Blick, Verstandnis für Exterieur und Abstammung, praktische Erfahrung und — etwas Glück für die Prosperität eines Rennstalles nötig.

Es ist durchaus nicht geraten, einfach das teuerste und voraussichtlich beste zu wählen, was auf den Markt kommt, wenn man nur einen bestimmten Betrag für Jährlingsankäufe anlegen darf. Gar zu oft hat die Erfahrung gelehrt, daß die sogenannten „Sensationsjährlinge“ (meist als solche geltend, weil besonders gut aussehend oder Geschwister erfolgreicher Pferde) nicht einschlagen und man wird für den Preis,

den ein solcher kostet, vielleicht zwei bis drei andere erstehen können, unter denen sich dann sehr wohl einer als besser als das Wundertier entpuppen kann.

Ich will hiermit keineswegs dem Ankauf von minderwertigem Material das Wort reden, aber die Praxis zeigt, daß mit Bestimmtheit eben ein Schluß auf die Entwicklung und Güte noch so fashionable gezogener Vollblut-Produkte nicht zu ziehen ist und Regeln dafür nicht aufgestellt werden können.

Wenn man also einige ansehnliche, gutgezogene (d. h. besonders deren Mutter schon etwas Brauchbares gebracht), nicht mit die Leistungsfähigkeit beeinträchtigenden Fehlern behaftete Fohlen preiswürdig kaufen kann, so ist das wirtschaftlich meist vorteilhafter, als ein einzelnes mit einem kleinen Vermögen zu bezahlen.

Engagements der Jährlinge.

Schon im Spätherbst tritt nun die Frage des Engagements der Jährlinge an den Manager heran, soweit dieselben nicht schon früher vom Züchter zu machen waren.

Die Verhältnisse im Rennsport machen es nötig, daß durch vielfache jahrelang vor den großen Rennen abzugebende Nennungen die Rennpferdebesitzer durch Zahlung der Reuegelder und der Einsätze einen Teil des Preises selbst aufzubringen haben. Es werden dadurch nicht nur diesen selbst große Opfer auferlegt, sondern auch der Zweck der Prüfung — die Prämierung des besten Pferdes — nicht immer erreicht, denn es kann vorkommen, daß aus den oder jenen Gründen das beste Pferd seines Jahrganges in einigen oder allen dieser Prüfungen nicht genannt, also nicht konkurrenzberechtigt ist.

Richtiger wäre es jedenfalls und für die Rennstall-

besitzer — die nicht wetten — vorteilhafter, wenn zu den großen Rennen erst dann genannt würde, wenn ein endgültiges Urteil über die Güte der Pferde gefällt werden kann. Wie gesagt ist dies leider nicht angängig und deshalb wird der Rennstallbesitzer oder Manager, dem die Unkosten gleichgiltig sind, seine sämtlichen Jährlinge, die zu Hoffnungen berechtigen, in die klassischen Rennen zu nennen gut thun. Wer aber zu rechnen genötigt ist, also die große Mehrzahl, wird doch eine gewisse Beschränkung sich auferlegen müssen.

Hat man keine Jährlinge von augenscheinlich hoher Qualität, so ist es entschieden das Ratsamste, mit den Nennungen sparsam zu sein; wird ein solches Pferd dann doch noch gut, so werden sich ihm Rennen genug bieten, in denen es seine Form beweisen und dabei nicht viel weniger Geld gewinnen kann, als wenn es in der einen oder anderen der „klassischen“ Prüfungen siegreich besteht. Alle oder sogar viele derselben zu gewinnen, ist noch nie einem Pferde beschieden gewesen, schon weil es nicht angeht, dasselbe vom Frühjahr bis zum Herbst auf der dazu erforderlichen Höhe der Kondition zu erhalten.

Es wird also eine Auswahl unter den für die verschiedenen Prüfungen zu nennenden Jährlingen getroffen werden müssen. Leicht ist das wahrlich nicht und nur zu oft findet man später heraus, daß man sich geirrt hat.

Die Trials der Jährlinge, die ja vielfach beliebt sind und auch manchmal wohl einen Anhalt bieten, können andererseits zu großen Fehlgriffen führen. Denn selbst die Richtigkeit derselben und auch den gleichen Grad der Kondition der Fohlen dabei vorausgesetzt, so ist doch unmöglich vor- auszusehen, ob und wie stark dieselben sich im Laufe der Zeit zu ihrem Vor- oder Nachteile verändern werden.

So können gerade die Jährlings-Trials die Ursache zu kostspieligen Irrthümern werden, ganz abgesehen davon, daß sie auch — besonders öfter wiederholt — der jungen Tiere Konstitution, Nerven oder Herz ungünstig beeinflussen dürften. Unter Verzicht darauf möchte ich also raten, die nach Blut, Gebäude und Art zu gehen versprechendsten Jährlinge in den großen Prüfungen zu nennen und die übrigen wenig oder gar nicht zu engagieren.

Unter den ersteren wäre dann noch in der Richtung eine Auswahl zu treffen, daß man die anscheinend leicht zu arbeitenden, verhältnismäßig formierteren, also früh fertigen Tiere in den Frühjahrsrennen, die schweren und noch wenig formiert aussehenden, auf deren späteres Wachstum man gefaßt sein muß, für die Sommer- oder gar nur für die Herbstkonkurrenzen anmeldet; das letztere empfiehlt sich auch, wenn man sparsam sein will, für Stuten, die häufig erst im Herbst in Form zu kommen pflegen. Daß man trotzdem leicht falsch disponieren kann, ist selbstverständlich und liegt in der Natur der Sache; weitere Anhaltspunkte lassen sich aber kaum auffinden.

Die zweijährigen Pferde.

Im Sommer beginnen in Deutschland die Prüfungen der zweijährigen Pferde und es wird nötig, sich ein bestimmtes Urteil über diejenigen zu bilden, die überhaupt in ihrer Entwicklung und Kondition weit genug vorgeschritten sind, um einer Prüfung unterzogen zu werden.

Schon hierbei wird der Manager sich danach zu richten haben, ob das Hauptaugenmerk auf einen sogenannten Wettcoup gerichtet ist oder nicht.

Betrachten wir hier nur die Gesichtspunkte, nach denen derselbe in letzterem Falle verfahren wird.

Da kommt es weniger darauf an, die Tiere auf's Pfund auszuprobieren, sondern nur festzustellen, ob dieselben Rennfähigkeit genug besitzen, um nicht ganz ohne Aussicht auf einen guten Platz abgeschossen zu werden.

Zu solchen Probegalopps muß man ein älteres, über 1000—1200 Meter erprobtes zuverlässiges Pferd haben. Gegen dieses probiert man nun die zweijährigen auf circa 1000 Meter unter Altersgewicht und Jockeys. Finden sich dabei ein oder zwei besonders überlegene, so hat man allen Grund, anzunehmen, daß diese auch ausnahmsweise rasche und mit Erfolg schon zweijährig auszunutzende Pferde sind. Diese wird man also getrost in einigen Rennen nennen, ein gutes Abschneiden erwarten und wenn dasselbe sehr befriedigt, sie einige der großen Prüfungen bestreiten lassen können.

Die anderen schont man eine Zeit lang, besonders die noch nicht völlig entwickelten und probt sie im Herbst nochmals oder läßt ihnen gar Zeit bis zum nächsten Jahr.

Unansehnliche, aber fertige, ungesunde und offenbar wenig versprechende zweijährige, wenn sie wenigstens etwas Rennfähigkeit zeigen, steckt man am besten in ein Verkaufssrennen, und können sie auch das nicht gewinnen, veräußere man sie um jeden Preis, am einfachsten durch Versteigerung, nachdem sie in einem solchen gelaufen. Für einen großen Rennstall sind solche Pferde nur eine Last und die Aussicht, daß sie sich dreijährig verbessern werden, ist auch ziemlich gering; gewinnen sie dann aber auch wirklich ein Rennen, so kann man dies den neuen Besitzern gönnen.

Auswahl des Reiters.

Ist der Manager eines Stalles einmal mit sich einig, in welchem Rennen er ein Pferd laufen zu lassen gedenkt, so ist die nächste Frage, um die es sich für ihn handelt,

die Auswahl des Reiters. Hat der Stall, was bei größeren selbstverständlich, einen oder mehrere eigene Jockeys bzw. Herren, die für denselben zu reiten sich verpflichtet haben, zur Verfügung, so erledigt sich diese Frage von selbst, vorausgesetzt, daß einer derselben das dem Pferde zustehende Gewicht reiten kann.

Nicht jeder Stall aber ist in der glücklichen Lage, über geeignete Reiter stets verfügen zu können und wird deshalb sich bei Zeiten den für das betreffende Pferd passendsten Jockey sichern müssen. Es würde zu weit und wohl auch selten zu praktischen Resultaten führen, wenn man sich da auf eine bestimmte Persönlichkeit verbeissen wollte, die besonders geeignet erscheint. Aber soviel sollten doch die Eigentümlichkeiten eines Pferdes und die Fähigkeiten eines Reiters in Betracht gezogen werden, daß man nicht ein faules und schwer zusammenzuhaltendes Pferd einem schwachen, nicht ein nervöses und delikates Pferd einem rüden Reiter anvertraut. Es muß also der Manager eines Stalles über die Eigentümlichkeiten seines Pferdes nicht nur, sondern auch der ihm zu Gebote stehenden Reiter einigermaßen orientiert sein, denn ein Zufall ist es sicher nicht, daß gewisse Pferde unter gewissen Reitern anders gehen und bessere Leistungen zeigen als unter anderen. Im allgemeinen aber wird man die meisten der Professionals ruhig auf jedes Pferd setzen können, da dieselben durchweg soviel Verständnis und Einsicht besitzen, daß sie die ihnen erteilten Instruktionen verstehen und auszuführen sich bestreben werden.

Der Manager hat nun das Gewicht, welches das Pferd zu tragen hat, anzugeben und beim Abwiegen zugegen zu sein. Nach demselben ist der Moment gekommen, dem Reiter die für das Rennen nötigen Instruktionen zu erteilen.

Instruktion des Reiters.

So wenig zweckmäßig es auch im allgemeinen ist, einen guten und erfahrenen Reiter mit umständlichen Instruktionen versehen zu wollen, so notwendig ist es doch, ihn über ein Pferd, welches er nicht kennt, und über die Art, in der er das Rennen zu reiten hat, zu orientieren. Selbstverständlich gehört dazu in erster Linie, daß derselbe weiß, ob die Force des Pferdes mehr in Schnelligkeit oder in Ausdauer zu suchen ist und welche Pace für dasselbe im Rennen die wünschenswerteste ist. Dann muß er mit etwaigen Eigentümlichkeiten des Pferdes in Bezug auf Schwierigkeiten und Temperament bekannt gemacht werden; alles übrige wird ein guter und geübter Reiter selbst herausfühlen, da er jedenfalls schon allerhand verschiedene Arten von Pferden unter sich gehabt haben dürfte.

Im Übrigen also soll man den Reiter mit langen Vorträgen (denen manchmal noch bis zum Aufgalopp allerhand hinzugefügt wird) verschonen, von denen er doch wenig behält und die durch unvorhergesehenen Verlauf oder Zufälligkeiten im Rennen ganz zwecklos werden können. Besonders überflüssig erscheint mir die bei den meisten instruktionsgebenden Herren übliche Empfehlung des guten Abkommens in kurzen Rennen. Es ist dies selbst für die jüngeren Reiter so selbstverständlich, daß der fortwährende Hinweis darauf zum mindesten überflüssig ist. Will man denselben eine Vorschrift darüber machen, so ist es das beste, diesen anzuraten, sich nach einem der älteren Jockeys beim Ablauf zu richten, wodurch am ehesten bei einem schwierigen Start ein schlechtes Abkommen oder gar Stehengelassenwerden vermieden wird.

Notwendig ist es, dem Jockey mitzuteilen, ob und auf welchen Platz er sein Pferd ausreiten soll, denn da es häufig

drei und mehr Preise im Rennen giebt, so muß derselbe darüber orientiert sein und auch das Zurückwiegen dann nicht versäumen, wie das zuweilen vorkommt. Besonders vergesse man nicht, wenn man zwei Pferde in einem Rennen hat, beiden Reitern das Zurückwiegen jedesmal ausdrücklich anzubefehlen, durch dessen Unterlassung auch nur seitens eines der beiden bekanntlich auch der andere eines eventuellen Preises verlustig gehen würde.

Selbstverständlich hat aber bei jedem Zurückwiegen der Manager zugegen zu sein, denn etwaige Proteste, die sich auf das Gewicht oder auf Vorgänge im Rennen selbst beziehen, müssen jetzt angebracht werden. Die Vertretung des Besitzers ist also zur Einlegung oder Abwehr eines etwaigen Protestes unbedingt notwendig.

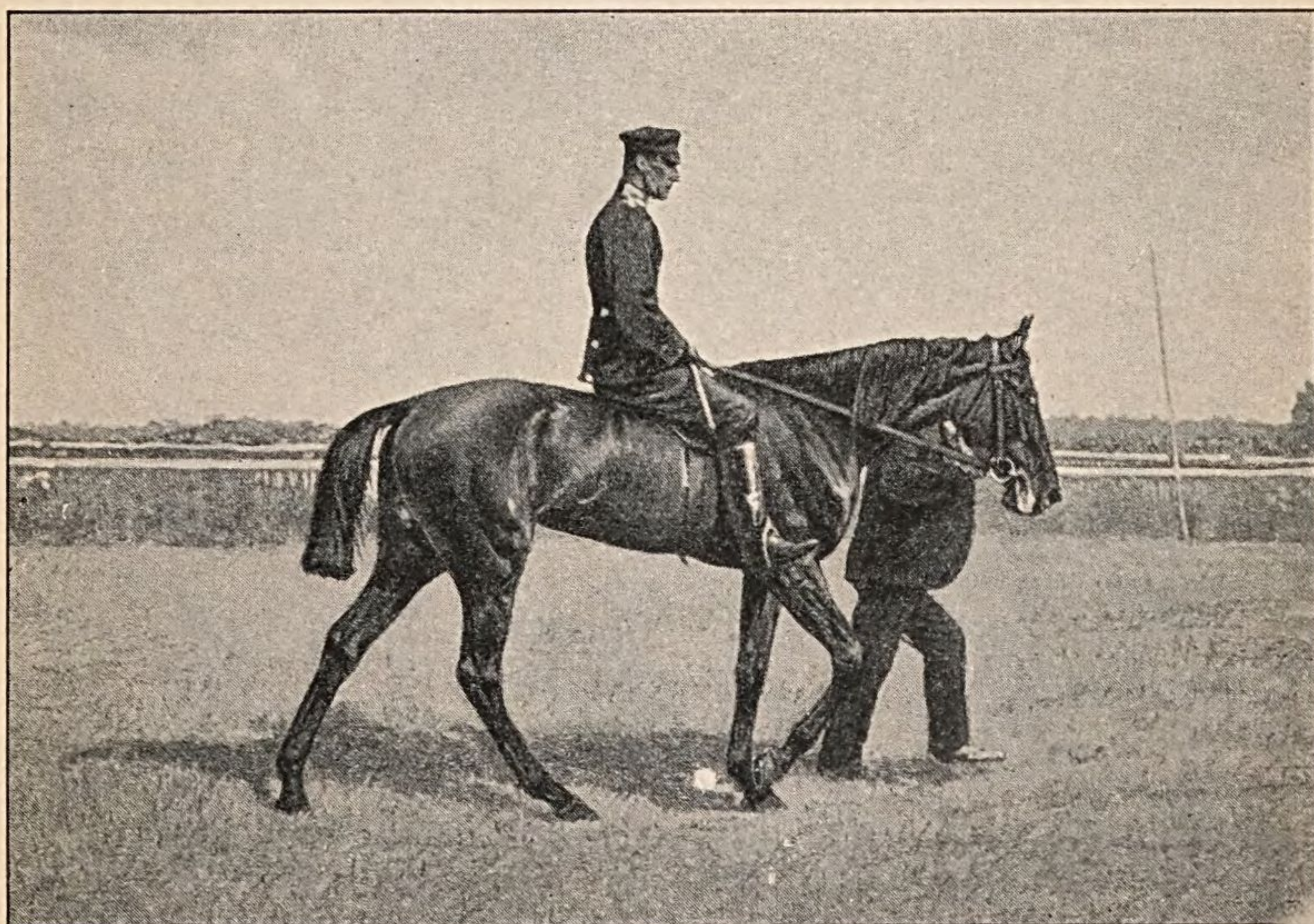
Proteste.

Die Proteste sind ein notwendiges Übel; sie führen mancherlei Unzuträglichkeiten mit sich für den Rennbetrieb überhaupt, für die Beteiligten und für das Publikum. Im allgemeinen wird es sich also empfehlen, dieselben nur dann einzulegen, wenn die Umstände dies geboten erscheinen lassen.

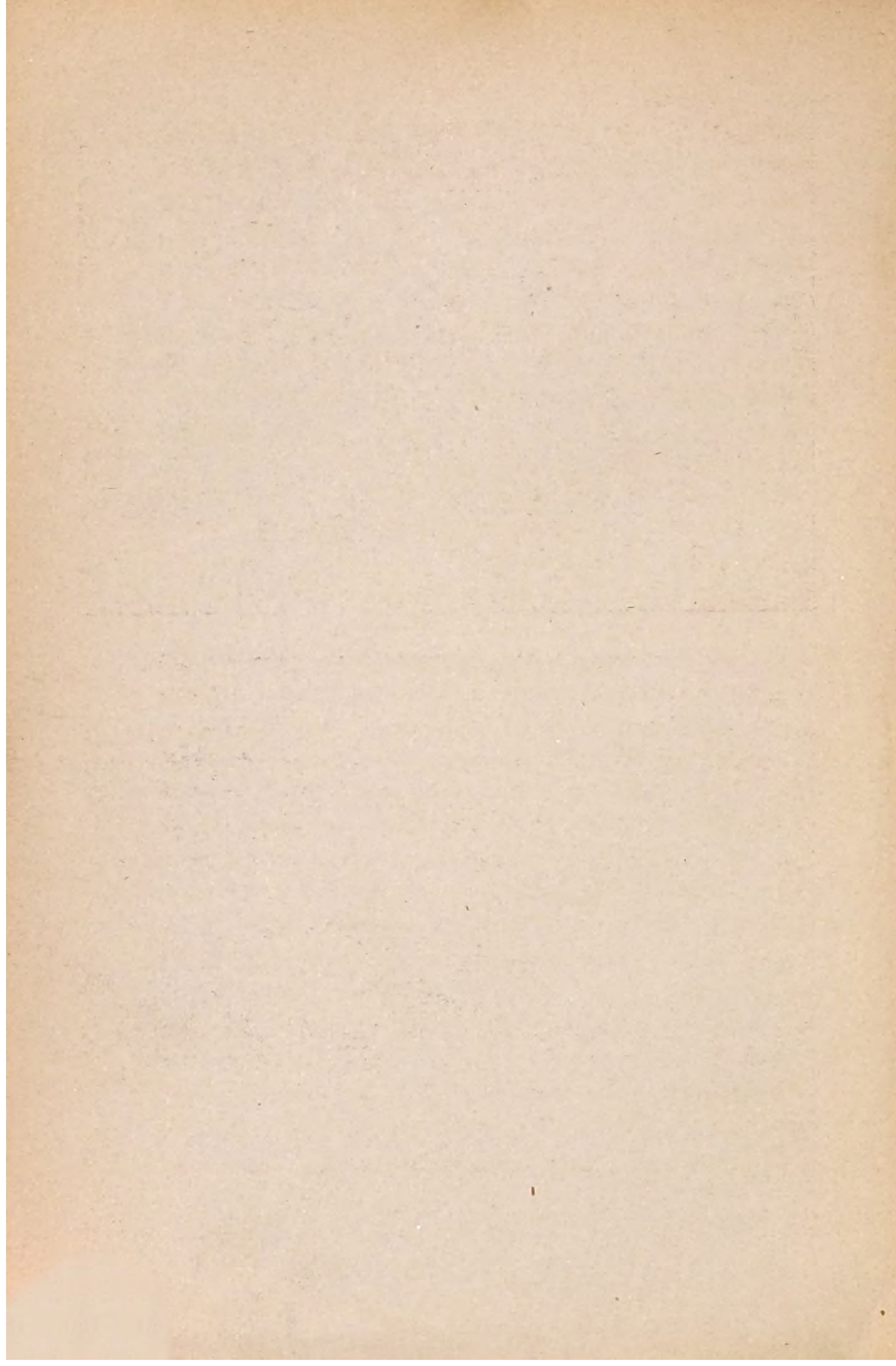
Es ist ebenso unrichtig, einen Protest zu erheben, der nicht sachgemäß motiviert werden kann, als einen solchen zu unterlassen, wenn seine Entscheidung dem Besitzer des Pferdes, für das er eingelegt wird, einen Preis sichern kann, den es sonst nicht erhalten würde. Keineswegs also beweist es Coulanz oder vornehme Gesinnung, wie manche anzunehmen scheinen, wenn ein mit Aussicht auf Erfolg einzulegender Protest nicht erhoben wird und ein solches Verfahren ist für den Manager geradezu unmöglich, da es den Interessen des Rennpferde-Besitzers entgegenläuft und er sein Wohlwollen, Uneigen-



Lieutenant Graf Westphalen auf „Buschiri“.



Lieutenant Graf Bredow auf „Sanduhr“.



nützigkeit oder wie man es nennen will, nicht auf Kosten eines anderen dokumentieren sollte. Wo also ein Verstoß gegen das Reglement vorliegt, der eine berechtigte Handhabung dazu bietet, da zögere man nicht, den Vorteil auszunützen, den ein wohlmotivierter Protest einbringen kann. In jedem Wettbewerb, also auch im Rennen, darf derjenige, der etwas erreichen will, keine erlaubten Mittel scheuen, um zum Ziele zu gelangen, besonders da auf Reciprocität der Rücksichtnahmen nicht zu rechnen ist.

Dies nur beiläufig, um das nicht selten anzutreffende Vorurteil zu widerlegen, als ob die Einlegung eines Protestes überhaupt oder wenigstens gewisser Proteste nicht gentlemanlike sei und möglichst vermieden werden müsse. Ich halte es im Gegenteil für die Pflicht des Managers, in obigem Sinne zu verfahren, selbst wenn ihm dies persönlich unangenehm sein sollte.*)

Zur Beurteilung der Umstände, die einen Protest begründen können, ist in erster Linie eine genaue Kenntnis des Renn-Reglements erforderlich. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß der Manager eines Rennstalles dieselbe besitzt und er das Reglement möglichst im Kopfe hat; immerhin empfiehlt es sich, auf allen Rennplätzen ein solches bei sich zu führen um sich vor Einlegung eines Protestes über den betreffenden Fall vorher nochmals orientieren zu können.

Über die verschiedenen Vorfälle, die Anlaß zu Protesten bieten, will ich mich nicht weiter auslassen; nur einer Frage möchte ich noch gedenken, deren Beantwortung allerdings nicht ganz leicht ist und zu Kontroversen Anlaß bieten kann. Das betrifft den Fall, daß der Manager, der sich über die Qualifikationen und Gewichte der konkurrierenden Pferde rechtzeitig informiert

*) In England ist das schon des wettenden Publikums halber geboten.
von Tepper-Casfi.

hat vor dem Rennen herausfindet, daß einer oder mehrere der Konkurrenten entweder wegen falschen Gewichtes oder sonstigen Gründen keinen Preis in Anspruch nehmen dürfen, weil, selbst wenn sie vom Richter als Sieger, zweiter u. s. w. placiert werden, sie doch des Preises durch den zu erwartenden Protest verlustig gehen würden.

Es fragt sich nun, ob man den Beteiligten ihren Irrtum vorher mitteilen soll oder nicht und es darauf ankommen lassen will, eventuell durch einen Protest sich des Preises zu versichern, wenn man hinter einem derartig nicht qualifizierten Pferde eingekommen ist. Das erstere ist ja gewiß sehr viel edler und geeigneter, Sympathieen für seine Person zu erwecken und doch kann ich nicht umhin, es für den Manager, der die Interessen eines Dritten vertritt, für unangebracht zu halten. Wie schon gesagt, müssen in jeder ernststen Konkurrenz im Leben wie im Sport erlaubte Mittel gelten, die zum Siege verhelfen und da man selbst auf gleiche Coulanz bei anderen kaum wird rechnen können, so ist es unflug, dieselbe zu üben. Ich halte es also für vollkommen richtig, im gegebenen Falle seinen Reiter dahin zu instruieren, daß er gegen die betreffenden nichtqualifizierten Konkurrenten sein Pferd nicht ausreitet, da man ohne Anstrengung des Pferdes durch einen Protest den Preis erlangen kann.

Im allgemeinen bin ich aber der Ansicht, daß, wenn nicht ein Verstoß gegen das Rennreglement vorliegt, ein Fall also augenscheinlich klarliegt, es besser ist, einen Protest zu unterlassen, als bei jeder nur möglichen Gelegenheit einen solchen einzulegen, wie dies die Gepflogenheit mancher Herren ist, die oft, auf die Unerfahrenheit der Schiedsrichter auf kleinen Plätzen fußend, kein Mittel unversucht lassen, um einen Preis zu erlangen, den sie auf geradem Wege nicht erringen konnten.

Allgemeine Dispositionen.

Für einen großen Stall empfiehlt es sich, so zeitig als möglich, d. h. sobald die Propositionen für die verschiedenen Rennplätze erschienen sind, einen Feldzugsplan zu entwerfen. Ich möchte hier einschalten, daß der Manager gut thut, die Änderungen, die der Wochen-Renn-Kalender sehr häufig in Bezug auf schon erschienene Propositionen bringt, in dieselben nachzutragen oder durch einen Vermerk wenigstens auf dieselben hinzuweisen. Dergleichen übersieht man sonst sehr leicht und kann zu unangenehmen Irrtümern oder gar Protesten Veranlassung geben.

Hat man Pferde im Stall, die in klassischen Rennen genannt sind und die man für gut genug hält, dieselben mit Erfolg zu bestreiten, so ist eigentlich nur der Gesichtspunkt maßgebend, zu welcher Zeit die betreffenden Pferde voraussichtlich auf die Höhe ihrer Verfassung gebracht werden können. Es ist Sache des Trainers, sich darüber ein Urteil zu bilden, und nach diesem wird der Manager seine Entscheidung zu treffen haben. Mit Bestimmtheit läßt sich freilich niemals schon lange vorher sagen, mit welchen Pferden man für einzelne Rennen marschieren will, denn gar zu häufig wird sich im Laufe der Zeit und der vorbereitenden Arbeit dies und jenes finden, welches die ursprüngliche Absicht modifiziert.

Ich möchte also im Prinzip empfehlen, daß man sich weder im großen noch im kleinen mit bestimmten Pferden auf bestimmte Rennen verbeißt, sondern zufrieden ist, wenn man ein reell gutes Pferd in einem großen Rennen in bester Verfassung zum Start bringen kann, gleichviel, ob dasselbe nun dasjenige Rennen ist, welches man gern hätte gewinnen wollen. Gar zu leicht setzt man sich sonst

zwischen zwei Stühle, indem man auf ein Rennen verzichtet, um auf ein anderes zu warten, da man doch nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, daß nicht irgend ein selbst unbedeutender Zufall eintritt, der die Präparation des Pferdes zu unterbrechen geeignet ist und vielleicht verhindert, daß dasselbe je wieder auf der Höhe der Kondition und in der Form an den Ablauf kommt, wie es zuerst der Fall gewesen wäre. Ich bin daher der Meinung, daß man im großen wie im kleinen am besten thut, wenn man keine unabänderlichen, weit gehenden Pläne macht, sondern seine Dispositionen nach der jeweiligen Verfassung des Stalles im allgemeinen und der einzelnen Pferde im besonderen richtet.

Nennungen.

Über die Engagements junger Pferde in großen Rennen habe ich schon früher gesprochen und wende mich nun den Dispositionen des Stalles bei Eröffnung der alljährlichen Renn-Saison zu.

Wenn man mit unbeschränkten Mitteln arbeitet, kommt es ja auch hier auf einige oder viele unnütze Nennungen nicht an. Wer aber zu rechnen gezwungen ist, der wird durch viele Engagements sein Conto doch so erheblich belasten, daß er schon manches Rennen gewinnen muß, um nur diese Ausgabe wieder auszugleichen. Freilich kann es vorkommen, daß man durch Sparsamkeit bei Nennungen sich hie und da eine Chance vergiebt und den Ärger, dieselbe unterlassen zu haben, noch außerdem hinunterschlucken muß. Auf die Dauer aber wird sich schließlich doch der sparsame Nenner am besten stehen, wenn auch natürlich, besonders bei den weit zurückliegenden Nennungsschlüssen, manche unnütze Engagements nicht zu vermeiden sind. Sehr

vorteilhaft ist es schon, wenn man erst dann ein Pferd zu einem bestimmten Rennen anmeldet, wenn man über dessen Können durch Proben oder über seine momentane Verfassung durch gute Galopps einigermaßen im klaren ist.

Im zeitigen Frühjahr wird sich das freilich nicht ausführen lassen, denn viele Engagements sind da schon zu einer Zeit zu machen, wo die klimatischen Verhältnisse bei uns oft noch nicht gestattet haben, die Pferde so viel zu arbeiten, daß man sie schon einer ernstern Prüfung vorher hätte unterziehen können. Für spätere Termine wird sich dies aber gewöhnlich ermöglichen lassen.

Es giebt Rennpferde-Besitzer, die es für zweckmäßig halten, so viele Rennen als möglich und sogar mit mehreren Pferden, die der Proposition nach für dieselben passen, zu besetzen (letzteres ist ökonomisch nur bei unbedeutendem Reugeld, besonders aber für Handicaps gerechtfertigt, in denen man von mehreren verschieden gewichteten Pferden sich dann das im Gewicht best fortgekommene aussucht und nur mit diesem dasselbe annimmt) auch dieselben Pferde an demselben Tage in mehreren Rennen oder gar an verschiedenen Plätzen zu engagieren, um nachher für weitere Dispositionen freie Hand zu haben. — Es kann dies ja hin und wieder Vorteile im Gefolge haben, es kann aber auch dahin führen, daß, wenn man wirklich endlich einmal ein Rennen gewinnt, die Unkosten den Preis vollständig verschlingen. Es eignet sich diese Art zu nennen also eigentlich nur für solche Ställe, die ihren Gewinn mehr in Wettoperationen als in Rennpreisen suchen.

Wenige Ställe sind numerisch so stark, daß sie verschiedene Plätze an einem und demselben Tage mit sicherer Aussicht auf Erfolge beschicken können und der Manager

kann auch nur auf einem sein, wird sich also auf dem anderen vertreten lassen müssen, was immerhin mißlich, mir jedenfalls öfter mißglückt ist. Man wird aber, wenn es sich also um die Wahl zwischen zwei Plätzen handelt, denjenigen bevorzugen, an dem man wenigstens ein Rennen sicher gewinnen zu können hofft, um die Kosten der Expedition möglichst sicherzustellen.

Einen sehr häufigen Fehler begehen die Manager größerer und kleinerer Ställe dadurch, daß sie möglichst alle Rennen eines Platzes resp. eines Meetings zu besetzen trachten und ihr eigenes Material wohl zwar den Propositionen der einzelnen Rennen entsprechend gruppieren, (also das beste Pferd in dem größten Rennen, das minderwertigste in den Verkaufsrennen u. s. w. engagieren) ohne zu bedenken, daß die Wahrscheinlichkeit, in jedem Rennen auf minderwertige Gegner zu stoßen, dadurch eine viel geringere wird.

Darin aber liegt gerade ein Haupterfordernis des erfolgreichen Managens: Mit Kanonen auf Sperlinge schießen.

Bei dem heutigen intensiven Rennbetriebe kann man zwar mit Sicherheit auch dann nicht darauf rechnen, wenn man ein verhältnismäßig gutes Pferd in ein kleines Rennen, Maiden-Rennen oder dergleichen, steckt, daß man keine ebenbürtigen Gegner antrifft, immerhin ist die Aussicht dazu aber jedenfalls größer, als wenn man das Pferd in ein größeres Rennen placiert, nur weil man für das kleinere noch ein anderes geeignetes, wenn auch schlechteres Pferd hat. So kann es also vorkommen, daß man beispielsweise mit drei Pferden drei Rennen bestreitet und in jedem geschlagen wird, während, hätte man unter Verzicht auf das größte Rennen die beiden anderen mit besseren Pferden besetzt, man eventuell beide hätte gewinnen können.

Management gemischten Materials.

Für die großen Flachrennställe, die aus eigener Aufzucht oder dem Jährlingsmarkt sich rekrutiren, ergiebt sich die Bestimmung über die einzelnen Pferde von selbst, je nachdem man sie, wie früher schon erörtert, für gut, mittelmäßig oder schlecht, also für größere, kleinere oder Verkaufssrennen oder zur Ausrangierung bestimmt hat.

Anders verhält es sich mit den gemischten oder Hindernis-Rennställen. Es ist oft sehr schwer für den Manager, herauszufinden, zu welcher Verwendung ein irgendwo angekauftedunkles oder mit zweifelhafter Leistungsfähigkeit ausgestattetes Pferd sich am besten eignen werde und sicherlich werden hierin oft große Fehler gemacht. Ist es schon an sich nicht leicht, die wirkliche Güte eines Pferdes und die ihm zusagendste Distanz genau zu bestimmen, um wie viel schwerer ist es noch, sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob es nicht zweckmäßiger sein würde, einem jungen Pferde den Training und die Probe im Flachrennen ganz zu ersparen und es ausschließlich für Hindernis-Rennzwecke zu verwenden.

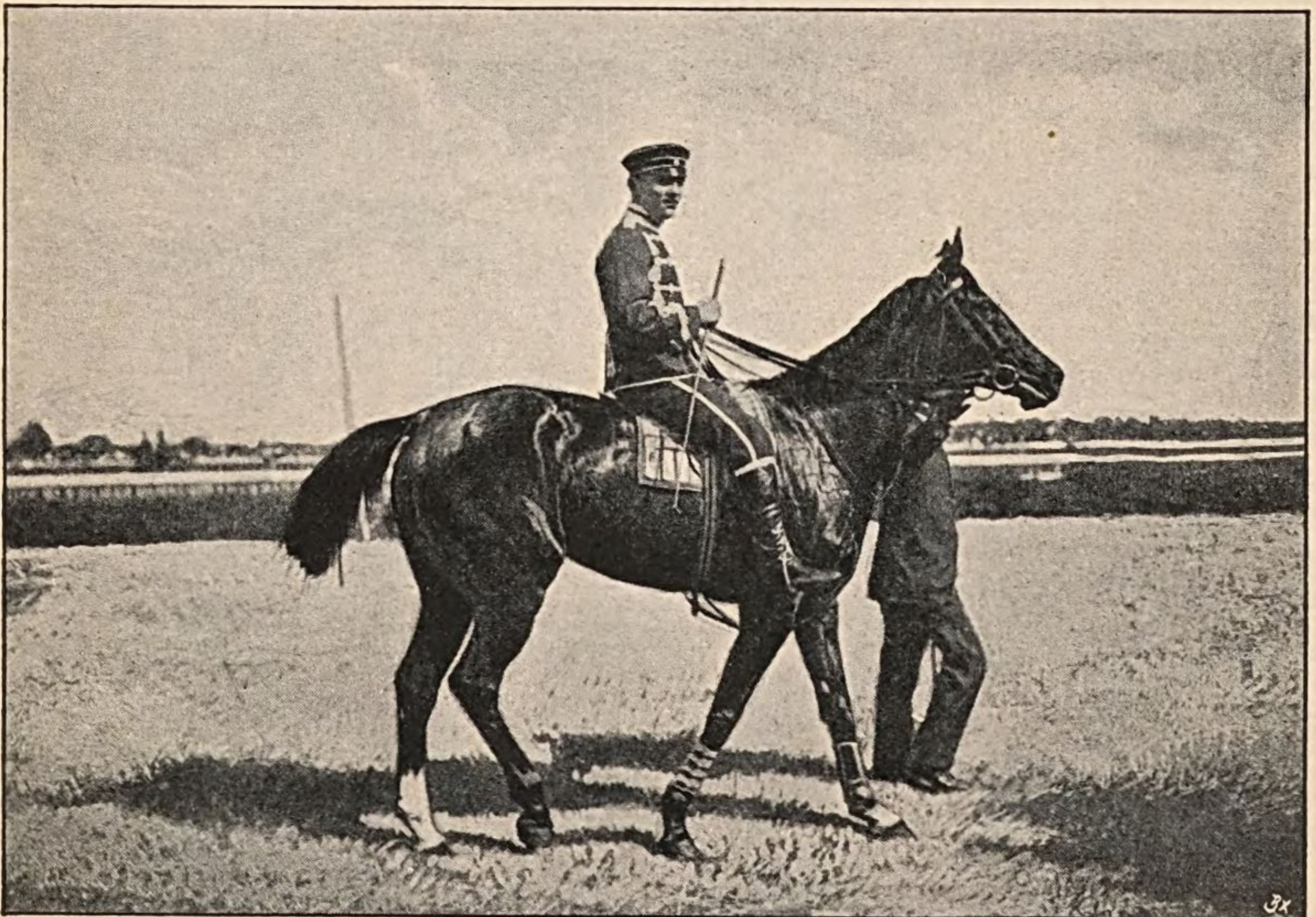
Jedenfalls steht es fest, daß viele in solchem Sinne beurtheilte und behandelte Pferde sich von ganz hervorragender Nützlichkeit in diesem Berufe zu machen wußten, was bei einer vorherigen Verwendung in Flachrennen kaum in dem Maße der Fall gewesen wäre. Es ist ja sehr verlockend, mit einem gut gezogenen, gut aussehenden und gut gehenden Pferde zunächst während des zweiten und dritten Lebensjahres einige Flachrennen zu gewinnen zu suchen. Wenn dies mit Verstandnis von Seiten des Managers, Schonung von Seiten des Reiters geschieht, ist

ja auch kaum zu behaupten, daß dies für die spätere Verwendung zwischen den Flaggen von Nachteil sein müßte, wenn auch kaum von Vorteil. Zweifellos aber ist es schädlich, wenn durch die Anstrengung des Trainings und zu häufigen Laufens in Flachrennen ein junges Pferd in seiner Konstitution, seinem Herzen oder gar seinen Beinen Schaden gelitten hat. Selbst wenn dasselbe einer verhältnismäßig guten Klasse angehört, wird es selten auch nur annähernd die Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit über Hindernisse erreichen, die ein sonst als Rennpferd viel tiefer stehendes Tier durch Schonung, sorgsame Schulung und Unverdorbenheit erreicht. Es ist dies zweifelsohne der Grund, weshalb manches gute Flachpferd, wenn es eingesprungen wird, über Hindernisse wenig, manches schlechte dagegen, vorausgesetzt, daß es noch im Vollbesitz seiner physischen Fähigkeiten ist, sehr viel leistet. Hat man daher die Wahl, zu welchem Berufe man ein junges Pferd bestimmen will, so überlege man wohl, ob man nicht die Flachrennkarrriere unversucht lassen und möglichst frühzeitig die Schulung und Ausbildung als Hürden- bezw. Jagdpferd beginnen will. Gewisse Umstände deuten mit zwingender Notwendigkeit darauf hin, daß dies das richtige ist. Abgesehen von der äußeren Form des Pferdes, die dem erfahrenen Beurteiler schon einen Fingerzeig für die künftige Verwendung bieten sollte, ist es auch noch die Abstammung, Aktion, Haltung und bestimmte Eigenschaften, die darauf hinweisen.

Pferde, die einen schlecht angesetzten Hals, eine schwere Schulter, steile Fesseln, eine schwache Niere oder ähnliche Eigenschaften in sich vereinigen, können sehr schnell über kurze Distanzen sein, schwerlich aber werden sie als Hürden- oder gar Jagdpferde hervorragendes leisten.



Major von Heyden-Linden auf „Buschiri“.



Lieutenant von Kayser auf „Welle II“.

Dagegen können solche, die mehr das Außere eines Reitpferdes haben und außer Stande sind, ein Flachrennen zu gewinnen, sehr gute Steeple-Chase-Pferde abgeben, vorausgesetzt, daß sie etwas Schnelligkeit besitzen und durch Anlage und rechtzeitige Schulung das Springen so erlernen, daß ihnen dasselbe im Rennen eher eine Erholung als eine Anstrengung bedeutet. Diese Art Pferde empfiehlt es sich sogar nicht einmal in Hürdenrennen auszunützen, weil die Art des Springens für Jagdpferde durchaus eine andere sein muß als für solche, die nur Hürden-Rennen zu bestreiten bestimmt sind.

Unterschied der Beanlagung für Hürden- und Jagd-Rennen.

Während das Jagdpferd bei der Verschiedenartigkeit schon in Bezug auf Größe der Hindernisse auf verschiedenen Bahnen durchaus gelernt haben muß, dieselben zu tarieren, d. h. den Galoppsprung vorher so einzuteilen, daß sie das Hindernis, ohne zu dicht heranzulaufen oder zu früh abzuspringen, überwinden können, muß ein Pferd, welches in Hürdenrennen reussieren soll, dieses Einteilen des Galoppsprunges, welches ohne eine Verkürzung desselben meist nicht abgeht, unterlassen, vielmehr muß es, sei es auch viel zu früh, abspringen, wenn kein Raum mehr ist, einen solchen Galoppsprung vor dem Hindernis zu machen. Freilich wird es dadurch oft sehr weit springen müssen, wird dafür aber, auch, vorausgesetzt, daß es von seinem Reiter nicht behindert wird, bei den meisten Hürden gegen die Mehrzahl seiner Konkurrenten Terrain gewinnen und darauf kommt es doch bei Hürden-Rennen sehr an.

Das Jagdpferd hingegen würde durch diese Art zu springen aber zu viel Aussicht haben, zu Fall zu kommen, sodaß es für jede Bahn mit größeren Hindernissen ungeeignet wäre.

Es geht daraus hervor, daß man, soviel auch Schulung hierzu beitragen kann, doch aus der natürlichen Art und Weise eines Pferdes, sich beim Springen zu benehmen, einen Schluß ziehen können muß, ob es sich empfiehlt, dasselbe mehr oder ausschließlich für Hürden- oder Jagd-Rennen zu bestimmen.

Freilich giebt es auch manche, welche sich in beiden, ja auch gar in Flachrennen vielleicht, gleich nützlich zu machen verstehen; das sind doch aber immerhin nur Ausnahmen.

Das gebräuchlichste ist jedenfalls, daß die jungen Pferde zunächst über Hürden und dann über Steeple-Chase-Bahnen gehen. Es läßt sich ja auch gegen diese Praxis nichts einwenden, vorausgesetzt, daß nicht, wie ich oben klar zu machen versucht habe, ein Pferd zu einem Metier ganz besonders prädestiniert erscheint.

Zuweilen wird man auch zur Korrektur unter einem geeigneten Reiter eine Abwechslung eintreten lassen, beispielsweise, wenn ein Jagdpferd sich etwas zu vorsichtiges Springen angewöhnt hat und umgekehrt ein Hürdenpferd dieselben nicht genügend respektiert. Außerdem kann man auch wohl ein Jagdpferd, dessen Springen über jeden Zweifel erhaben ist, als letzten Galopp vor einem größeren Rennen in einem Hürdenrennen starten, natürlich unter einem Reiter, der demselben nicht mehr abverlangt, als in einem guten Galopp der Fall sein würde. Es kann da nicht so leicht etwas passieren wie in einer Steeple-Chase und genügt doch, um sich über die Verfassung des Pferdes ein Urtheil zu bilden. Doch dies sind alles eben Ausnahmen und können die Motive der Regel nicht erschüttern, die darin besteht, jedem Pferde die Verwendung zu geben, in der es sich am nützlichsten erweist.

Management des einzelnen Pferdes.

Wie aus dem Vorstehenden schon hervorgeht ist es schwer, bestimmte Regeln über das Managen eines Stalles sowohl als einzelner Pferde aufzustellen; nur im allgemeinen lassen sich leitende Gesichtspunkte angeben.

Wie allerwärts so spielt auch hier das Glück eine Hauptrolle und das Fehlen desselben wird sich selbst durch die allersachverständigsten Dispositionen kaum ausgleichen lassen. So kommt es häufig genug vor, daß Dispositionen eines Stalles oder solche über ein Pferd, welche dem erfahrenen Rennmann geradezu unverständlich erscheinen, von Erfolg begleitet sind und umgekehrt.

Dennoch giebt es gewisse Maßnahmen, deren Beobachtung mir für Erzielung günstiger Resultate, d. h. Gewinnen von Rennen und Konservierung des Materials, von Wichtigkeit scheint. Vor allem besteht dies darin, daß man mit den Anforderungen, die man an ein junges oder vor neue Aufgaben gestelltes Pferd stellt, allmählich vorgeht und erst größere Leistungen verlangt, wenn geringere zur Zufriedenheit gelöst worden sind. Ich würde es also für falsch halten, wenn man ein Pferd als ersten Versuch in einem großen Rennen, und für ganz unverzeihlich, wenn man es in einem solchen abschießen wollte, in welchem es nicht einmal günstig im Gewicht steht. Das letztere scheint mir das allerunflugste zu sein und da wir nun einmal immer noch zahlreiche Handicaps haben und die Möglichkeit, ein solches zu gewinnen, doch wesentlich von dem Gewicht abhängt, welches das Pferd zudiktirt erhält, so muß des Managers Sorge dahin gehen, daß nicht ein junges oder neues Pferd hier durch eine Leistung mit

relativ hohem Gewicht von vornherein der Chance, vom Handicaper milde beurteilt zu werden, verlustig geht.

Der Anfang werde also in möglichst mäßiger Gesellschaft und mit möglichst günstigem Gewicht gemacht und wenn man sich Zeit nimmt, zu warten und die Mühe, sich die geeigneten Rennen herauszusuchen, so werden sich selbst für solche Pferde, die schon Rennen gewonnen und eine bekannte Form haben, welche finden lassen, in denen sie sehr günstig im Gewicht sind, sodaß selbst ein Gewinnen oder sehr gutes Abschneiden in solchen Rennen dem Handicaper keine Handhabe bietet, um sie besonders scharf anzufassen.

Welche Anstrengungen man dem einzelnen Pferde zumuten, wie oft man es laufen, ob es große Reisen machen darf, das hängt alles von der Individualität desselben ab, denn manche Pferde können wohl, ohne Schaden zu nehmen, Anstrengungen vertragen, an denen andere geradezu zu Grunde gehen würden. Die Fähigkeit zu individualisieren muß also dem Manager ganz ebenso wie dem Trainer zu eigen sein und es würde fast ebenso falsch sein, ein Pferd mit guter Konstitution ein Rennen, in dem es eine Chance hat, nicht bestreiten zu lassen, bloß weil es vielleicht tags vorher gelaufen oder tags darauf wieder zu laufen hat, als es ist, ein delikates Pferd öfters zu starten, als für seine Verfassung gut ist.

In und außer Form befindliche Pferde.

Es ist nicht möglich, ein Pferd stets in derselben Kondition zu erhalten; aus diesen und jenen Gründen wird es bald besser, bald schlechter sein und es kommt sehr viel darauf an, zu erkennen, ob sich dasselbe „in Form“ befindet. Wenn das der Fall ist, so nütze man

es also aus, wenn ich damit auch nicht gerade einem Abflappern der Pferde, besonders der zweijährigen, das Wort reden will; merkwürdig ist es, wie in bester Form befindliche (besonders zweijährige) Pferde sogar durch relativ hohes Gewicht an Erfolgen nicht gehindert werden, wogegen umgekehrt außer Form befindlichen auch das günstigste Gewicht dazu nicht verhelfen kann.

Man spart sich dann also besser all die großen Ausgaben für Reisen, Einsätze, Jockeys und wartet es mit Geduld ab, bis die Tiere wieder ganz auf dem Posten sind, was allerdings ziemlich lange dauern kann; je später man sich entschließt, dieselben aus der Arbeit zu nehmen, um so länger.

Der erfahrene Trainer wird über alle solche Dinge den Manager informieren, damit dieser seine Dispositionen entsprechend treffen kann.

Gar manche aber suchen alle möglichen Gründe zur Erklärung des schlechten Laufens geltend zu machen, greifen zu Scheuflappen, zu Spirituosen, die sie vor dem Rennen einflößen, versuchen eine veränderte Taktik im Rennen einschlagen zu lassen — alles vergeblich.

Da ist es Sache des Managers, dafür zu sorgen, daß die Anordnung solcher Hilfsmittel unterbleibt und das Pferd aus dem Training genommen wird.

Da es häufig vorkommt, daß ein Pferd seine gute Form überhaupt nicht wiederfindet, so ist es für einen großen Flachrennstall meist ökonomischer, solche Tiere, wenn sie nicht einer ganz besonderen Klasse angehören, auszurangieren, als nach langer Zeit es von neuem damit zu versuchen. Wenn dieselben sonst gesund sind, lassen sie sich in Anbetracht ihrer einstigen Form gewöhnlich recht gut verkaufen. Freilich muß man es dem Käufer nicht miß-

gönnen, wenn er das Glück hat, daß das vielleicht sehr wohlfeil erstandene Tier sich verbessert und sich als eine wertvolle Acquisition erweist.

Schonung guter Pferde.

Zweifellos ist es ratsam, besonders ein zweijähriges, aber auch ein älteres Pferd von guter Klasse nicht zu häufig vor schwere Aufgaben zu stellen.

Wenn dasselbe wegen der Güte der Konkurrenten oder wegen des hohen Gewichtes oft aufs äußerste angestrengt werden muß, um den Siegespfosten zuerst zu passieren, oder gar geschlagen wird, so leidet schließlich zu leicht das Herz oder die Gesundheit oder beides darunter und das Pferd wird schlechter.

Niemals galoppiere, probiere oder laufe man aber überhaupt ein gutes Pferd, wenn sich dasselbe nicht vollständig frisch und auf dem Posten befindet. Die Versuchung dazu ist ja allerdings zuweilen sehr groß; ein schwaches Feld, minderwertige Gegner, sichere Aussicht auf einen Platz und dergleichen machen es häufig schwer, derselben zu widerstehen; aber nur zu oft rächt sich der Versuch auf das Empfindlichste.

Ganz besonders gilt dies für solche Fälle, in denen auch der geringste Zweifel über die Verfassung der Pedale vorhanden ist; eine kleine äußere Verletzung, eine unbedeutende Anschwellung, etwas erhöhte Wärme eines der Gliedmaßen, an sich vielleicht ganz unbedenklich, genügen zuweilen, wenn ein scharfes Rennen — ganz abgesehen von ungünstiger Beschaffenheit der Bahn — dazu kommt, ein Pferd auf längere Zeit kampfunfähig oder gar ganz unbrauchbar zu machen.

Eine in solchen Augenblicken geübte Enthaltensamkeit

trägt die besten Früchte, wie schwer auch manchmal — besonders wenn man eine größere Reise unternommen hat — die Resignation sein mag.

Ein Wettstall ist da in einer besonders schwierigen Lage, denn wenn ein Pferd zu hohen Beträgen für ein großes Rennen vorher gewettet ist, so kann der Verlust der Wette den Wert des Pferdes übersteigen und dann wird es eben gewagt, hin und wieder wohl auch mit Erfolg; aber da ein nicht ganz auf dem Posten befindliches Tier sich auch kaum auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit befinden kann, so riskiert man durch die Überanstrengung, außer der Schädigung des Pferdes auch die Wette zu verlieren.

In solchen Fällen eine Entscheidung zu treffen, ist eine sehr heikle Aufgabe für den Manager und stellt nicht nur seine technischen Kenntnisse, sondern auch seine Charakter-Eigenschaften auf die Probe.

Distanzenbestimmen.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß man nicht nur die Leistungsfähigkeit der Pferde des eigenen Stalles, sondern auch die der Gegner ziemlich genau zu beurteilen vermag, wenn man erfolgreich operieren soll.

Daß man über diese letzteren selten genau orientiert sein kann, liegt auf der Hand; man kann sich eben nur darnach richten, was man hört und sieht, und richtig zu sehen, ist schon nicht ganz leicht. Es gehört kein geringes Verständnis und Übung dazu, ein Rennen und die Leistungsfähigkeit einzelner Pferde darin richtig zu beurteilen.

Aber auch die Schätzung eigener Pferde ist nicht so einfach, besonders was die Festsetzung der Distanzen be-

trifft, die denselben am besten zusagen. Jedes Pferd hat zweifelsohne eine solche, innerhalb deren es besser ist, als über andere Entfernungen, worüber sich klar zu sein durchaus notwendig ist. Es wäre ein taktischer Fehler, wenn man desselben Ausnutzung nicht hauptsächlich auf diese beschränkte, wenn nicht bestimmte Gründe dagegen sprechen.

Von vornherein wird man sich natürlich — ganz abgesehen von der Abstammung, die nur einen gewissen Anhalt für Vermutungen bietet — auf kurze Distanzen beschränken, mit Pferden mit Atemfehlern und solchen, die in den Probegalopps offenbar Mangel an Stehvermögen dokumentieren, für längere Rennen dagegen solche bestimmen, die nicht recht auf die Beine kommen können, also keine Anfangsgeschwindigkeit besitzen, aber dem Blut und Gebäude nach leistungsfähig scheinen. Sehr zu Unrecht werden diese Art Pferde manchmal schon zweijährig als zu schlecht ausrangiert, weil man ihr Stehvermögen noch nicht erkennen konnte.

Zwischen den kurzen und langen Rennen, die dem Flieger oder dem Steher gehören, giebt es aber auch verschiedene Abstufungen und das richtige für jedes Pferd herauszufinden, ist ebenso wünschenswert als schwierig. Es kann dies eigentlich nur durch die im Rennen selbst gesammelten Erfahrungen und Eindrücke geschehen, wobei ein routinierter Jockey von großem Nutzen sein kann.

Natürlich wird ein Pferd auch manches Rennen über oder unter seiner Distanz gewinnen können, sei es durch seine absolute Güte, sei es durch Umstände des Rennens selbst, die Pace, den Zustand und die Art der Bahn, die Taktik des Reiters und dergl.

Immerhin aber ist es nützlich, zu wissen, welche Entfernung der Entfaltung der höchsten Leistungsfähigkeit ent-

spricht. — Zweckmäßig scheint es, für die Pferde, für welche nicht gewisse klassische Rennen bestimmt werden, sich auf die kürzeste Distanz zu beschränken, auf die diese Entfaltung gewährt scheint, denn in kurzen Rennen kann das Pferd ohne besonders anstrengende Vorbereitung und ohne Gefahr für Gesundheit und Beine öfter laufen, als in längeren.

Wenn ein Pferd in — der Qualität nach — (und das erfährt man, wie gesagt, am besten durch die Probe des Rennens selbst) ähnlicher Gesellschaft auf eine kürzere Distanz mehrmals besser gelaufen als auf längere, so ist es klar, daß es mehr Schnelligkeit als Stehvermögen besitzt (vorausgesetzt, daß die betreffenden Rennen in gleich guter Pace gelaufen worden sind) — und umgekehrt, und dieser Evidenz füge man sich selbst wenn man vorher anderer Ansicht sein zu müssen glaubte.

Hat man darüber einmal Klarheit erlangt, so mache man sich zur Regel, dieses Pferd also lieber unter als über seine Distanz zu engagieren, von der man nur ausnahmsweise abweichen sollte, wenn durch die zu erwartende Inferiorität der Gesellschaft oder große Gewichtsbegünstigung oder durch die Beschaffenheit der Bahn ein solcher Versuch gerechtfertigt ist.

Kleine Bahnen, die keine langen Linien und keine Steigung zum Ziele besitzen, oder gar etwas wellenförmige Bodenbeschaffenheit und hartes Geläuf begünstigen den Nichtsteher und gleichen die Differenz in der Distanz etwas aus gegenüber solchen Bahnen, die lange Linien aufweisen, absolut eben sind, einen Anberg zum Schluß oder tiefen Boden besitzen.

Häufig giebt schon die Laufbahn der zweijährigen Pferde einen Fingerzeig für die Grenzen ihres Stehvermögens.

Wenn dieselben c. p. mehrmals über 1000 Meter besser abgeschnitten sind als über 1200 Meter, so ist anzunehmen, daß ihnen dreijährig Rennen über 1600 Meter und darunter mehr zusagen werden als solche von 2000 Metern und darüber, und umgekehrt. Es kann sich freilich mit jungen Pferden am ehesten eine Änderung vollziehen, das ist aber eben eine Ausnahme, nicht die Regel; deshalb mag es das beste sein, bei dieser Art Pferde, wenn sie auch als Jährlinge in klassischen Rennen engagiert wurden und noch so versprechend aussehen, sich auf die Erfüllung dieser Engagements, soweit sie über größere Distanzen proponiert sind, nicht zu steifen. Die Unsicherheit des Erfolges und die Sicherheit der daraus entspringenden Nachteile sind zu groß.

Man läuft Gefahr, ein über kurze Distanzen vielleicht unschlagbares Pferd dadurch, daß man Ansprüche an dasselbe stellt, denen es nicht gewachsen ist, an Herz, Konstitution und Gesundheit zu schädigen; wenn es andauernd auf längere Distanzen gearbeitet und gelaufen wird, so wird dadurch das erhoffte Stehvermögen doch nicht erreicht, gar wohl aber kann die Fähigkeit, über kurze Distanzen zu excellieren, beeinträchtigt werden. Nur wenn man über die wirkliche Fähigkeit eines Pferdes — täuschen will, ist das Laufen über nichtzusagende Distanzen das geeignetste, weil erlaubte Mittel.

Handicaps und Wetten.

So lange Wetten — deren Unentbehrlichkeit nicht diskutierbar — und Handicaps — deren Abschaffung ich öfters befürwortet — existieren, wird die Täuschung des Publikums resp. des Handicappers über die wahre Form eines Pferdes nicht aus der Welt geschafft werden können.

Wenn alle Welt weiß, was ein Pferd leisten kann, so ist der Abschluß einer günstigen Wette im geeigneten Momente für den Rennstall-Besitzer so gut wie ausgeschlossen und ebenso wird er in Handicaps niemals eine Chance den zahlreichen Konkurrenten gegenüber haben, die über die Güte ihrer Pferde mit allerhand erlaubten und unerlaubten Mitteln zu täuschen wußten und deshalb ein oft viel leichteres Gewicht zudiktirt erhielten, als ihnen zukäme.

Daß diese Zustände unerquicklich und nicht geeignet sind, das Ansehen des Rennsportes zu heben, wird niemand bestreiten; da sie aber in absehbarer Zeit nicht wesentlichen Abänderungen unterworfen sein dürften, so konnten sie hier nicht unerwähnt bleiben. — Eines Stalles, dessen Besitzer in der glücklichen Lage ist, nicht ängstlich auf den Ausgleich im Budget der Einnahmen und Ausgaben sehen zu müssen, sind alle derartige Manipulationen allerdings unwürdig. Die große Mehrzahl der Rennpferde-Besitzer ist aber genötigt, zu versuchen, auf ihre Kosten zu kommen, und die müssen dann schon mit den Wölfen heulen, z. B. also die Leistungsfähigkeit eines Pferdes geheim halten, um die Chancen, eine gute Wette oder ein Handicap zu gewinnen, zu erhöhen.

Freilich ist das nur für Pferde angängig, deren Form noch nicht feststeht, die also noch gar nicht oder ohne einen Maßstab zur Beurteilung zu liefern gelaufen sind. — Hat man ein solches Pferd nun als leistungsfähig über eine kurze oder lange Distanz ausprobiert, so ist der sicherste Weg, eine gute Wette oder ein Handicap, bezw. beides, zu gewinnen, der, dasselbe einigemale die ihm nicht zusagende Distanz laufen zu lassen, wobei es natürlich nicht sein bestes zeigen, also unterschätzt werden wird. Engagiert man es dann in einem Handicap auf die ihm passendste

Distanz, so ist die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges sehr groß, die man noch beträchtlich steigern kann, wenn man dasselbe vor dem Rennen einer Probe unterzieht, in der man eine größere Leistung von ihm verlangt, als ihm in dem Rennen bevorsteht. Angenommen z. B., man hat noch ein Pferd mit bekannter feststehender Form in demselben Rennen und probiert dasselbe mit dem günstig gewichteten, so, daß letzteres etwa 5 kg mehr als der Handicaper ihm zudiktirt, trägt; geht dasselbe aus dieser Probe so hervor, daß seine Überlegenheit auch unter diesen Gewichtsverhältnissen feststeht, so hat man eine wohlbegründete Hoffnung auf Erfolg in dem betreffenden Rennen. Nur muß man auch dafür sorgen, daß das Rennen analog dem Trial verläuft, also nicht etwa in einer anderen Pace gelaufen wird; sonst hat man durch ein falsches Rennen die Berechnung des richtigen Trials über den Haufen geworfen.

Da man es nun nicht in der Hand hat, ein Rennen langsam zu machen, wohl aber — jedenfalls vermittelt eines eigenen oder zu mietenden Pacemachers — so schnell als möglich, so muß natürlich auch ein Trial, um Anspruch auf Richtigkeit zu haben, in der denkbar besten Pace gelaufen werden. Wenn man dies im Auge behält, wird die viel behauptete Unzuverlässigkeit der Trials nicht in Erscheinung treten und viel häufiger kommt es vor, daß mangels Regulierung der Pace oder wegen anderer Zufälligkeiten im Rennen, ein unvorhergesehenes Resultat eintritt, durch welches dann auf die Fehlerhaftigkeit der Trials geschlossen wird, während umgekehrt der Trial richtig und das Rennen falsch war.

Gelingen wird ein sorgsam vorbereiteter Wettcoup in der Regel, wenn man nur die nötige Geduld hat, d. h. Rennen mit anscheinend rosigten Chancen ausläßt, bis man,

— eventuell in einem kleineren Rennen — auf eine mit Sicherheit zu beurteilende, den Verhältnissen nach inferiore Gesellschaft trifft.

Es heißt also nur abwarten, bis die Gelegenheit sich bietet, um gegen Pferde geringerer Klasse zu kämpfen, wenn man mit Vertrauen hoch wetten will; ist man im Zweifel über die Güte eines oder einiger der Konkurrenten, so läuft man nicht und wartet auf eine andere Gelegenheit und wenn sich diese auch erst im nächsten Jahre bietet.

Freilich wird man auf diese Art, vorausgesetzt, daß ein starker Wettmarkt vorhanden ist, gelegentlich ein Vermögen gewinnen können und in Ländern, in denen dies der Fall ist, wird auch thatsächlich selten ein besseres, oft auch ein unbedeutendes Rennen gewonnen, ohne daß der Besitzer des Siegers resp. der „Stall“ große Summen einheimst.

Aber es gehört eine Geduld und Resignation dazu, die wenige Menschen besitzen, und was kann inzwischen nicht alles mit dem aufgesparten Pferde passieren und wieviel Rennen kann man ausgelassen haben, die man vielleicht hätte gewinnen können!

Man ersieht hieraus, wie verschieden das Management eines Stalles, der möglichst viel in Rennpreisen gewinnen will, von dem sich gestaltet, der Wettcoups ausführen will.

Zuweilen geht die Sache aber auch glatt und schnell, und ein in dieser Beziehung besonders gelungener Wettcoup sei hier als Beispiel angeführt.

Ein Muster-Wettcoup.

Der verstorbene Herr O. Wehlschläger hatte Anfang der achtziger Jahre bei einem damaligen Herbstaufenthalte in England gemeinschaftlich mit mir einige

Pferde erstanden, deren Namen „Lady of the Lake“, „Maraschino“ und „Briallou“ waren. Dieselben wurden unter den bekannten Herrenreitern W. H. Moore, J. Beasley und meiner Wenigkeit über Hürden ausprobiert, wobei ein viertes Pferd zum Pacemachen unter einem Jockey mitging. Das Resultat war, daß Maraschino gewann, Lady of the Lake zweite und Briallou dritte wurde. Nun wurde die letzte Stute zunächst in Croydon unter Mr. Beasley abgeschossen und, zu günstigen Odds in kleinen Beträgen gewettet, gewann dieselbe in einem Felde von zehn oder zwölf Pferden ein Verkaufsrennen. Da sie wie gewöhnlich für £strl. 50 eingesetzt war und bis £strl. 270 in der Auktion getrieben wurde, so verzichteten wir auf den Rückkauf der Stute, die, wenn ich nicht irre, der jetzt auch verstorbene Herzog von Hamilton erwarb, ohne allerdings viel Nutzen davon zu ziehen; denn die Stute war für englische Behandlung zu schwierig. Selbstverständlich war aber nun die Kombination außerordentlich günstig geworden, um ähnliche Rennen mit Lady of the Lake bezw. Maraschino zu gewinnen und da von dem Trial niemand außer uns vier Beteiligten etwas wußte, lag die Wahrscheinlichkeit vor, verhältnismäßig günstige Odds zu erhalten. Das war denn auch der Fall und sowohl Lady of the Lake als Maraschino gewannen im großen Style gegen 12 bezw. 16 Pferde die drei Verkaufsrennen, in denen sie in Croydon resp. Sandown-Park abgeschossen wurden; natürlich zu kürzeren Odds wie Briallou, aber beträchtlich höher gewettet brachten sie einen so reichen Gewinn, daß es leicht war, dieselben zurückzukaufen. *) Maraschino gewann u. a. später noch

*) Lady of the Lake für 270, Maraschino für 230 bezw. 420 £strl.

ein gutes Rennen in Nizza und Lady of the Lake's Rennkarriere in Deutschland ist ja bekannt genug.

Derartige Wettoperationen sind, wie man sieht, in England nicht gar so schwierig auszuführen, wenn auch natürlich nicht immer alles so schnell und nach Wunsch sich abwickelt wie im angeführten Falle.

In Deutschland wird dies freilich aus verschiedenen Gründen nicht so leicht sein, wo erstens ein sehr schwacher Wettmarkt einen großen Gewinn fast unmöglich macht und zweitens in den meisten Verkaufsrennen durch die Verschiedenheit in der Höhe der Summe, zu der man Pferde verkäuflich einsetzen kann, Gewichtsverschiebungen platzgreifen können, die jede Berechnung über den Haufen werfen. Es ist daher für einen hiesigen Stall, der seinen Schwerpunkt auf Wettoperationen legt, sehr geraten, sich an den Rennen im Auslande zu beteiligen, entweder mit hiesigem Material, wenn es gut genug ist, oder mit im Auslande anzukaufendem, welches sich eventuell auch zur Importation nach Deutschland eignet. Am zweckmäßigsten scheint es mir, wenn man Beurteilung genug besitzt oder geeignete Persönlichkeiten dazu an der Hand hat, wie in oben erzähltem Falle, Pferde mit etwas Form auf flacher Bahn, die sich voraussichtlich für Hindernisrennen eignen, zu erstehen und eventuell den Wettcoup gleich bei ihrem Debüt über Hindernisse (am sichersten über Hürden) auszuführen.

Kenntnis fremder Rennreglements.

Nicht unerwähnt möchte ich hier aber lassen, daß es unerläßlich ist, daß der Manager eines Stalles bezw. Leiter einer solchen Expedition mit dem Rennreglement und den Gebräuchen des fremden Landes sich vollständig vertraut macht. Dieselben weichen in manchen scheinbaren Kleinig-

feiten nicht unwesentlich von den unsrigen ab und nicht selten sind die Fälle, daß eine sonst gelungene Operation dadurch vereitelt wurde, resp. in Gefahr stand, vereitelt zu werden.

Um einige derartige Fälle anzuführen, erinnere ich an den Sieg von „Etcetera“ des Grafen Nicki Esterhazy über Herrn O. Wehlschlaegers „Johnny Longtail“ im Jahre 1888. Durch ein Versehen war die nur in Österreich gelaufene Stute als österreichisches Pferd angegeben und im Einfuhr-Certifikat bezeichnet worden, während dieselbe thatsächlich in Nordkirchen, der in Deutschland gelegenen Besitzung des österreichisch-ungarischen Magnaten, geboren war. Der zunächst wegen Nichtdeponierung einer Kopie des Certifikates an der Wage, später in obigem Sinne erweiterte Protest, der auch in der englischen Fachpresse viel Staub aufgewirbelt hat, führte schließlich zur Disqualifikation „Etceteras“, wodurch nicht nur die über die Stute gemachten Wetten verloren, sondern dieselbe auch dermaßen exponiert wurde, daß ein günstiges Gewicht und gleich gute Chance in anderen Rennen für dieselbe nicht mehr zu erwarten war.

Ein zweiter Fall, der mir selbst im Jahre 1895 mit „Bavarian“ passierte, war der, daß ich unterlassen hatte, mich zu vergewissern, ob der Wallach nicht auf der Forfeits-Liste (Liste rückständiger Reugelder) stand, eine bei uns unbekannte Institution, die aber die Nennung eines Pferdes für ein Rennen selbst dann ungiltig macht, wenn man die rückständigen Reugelder (statt vor der Nennung) vor dem Rennen erstattet. Nur durch einen Zufall ergab sich, daß „Bavarian“ nur versehentlich in der Liste belassen worden war und so kam es nach dem Rennen zu Lingfield Park, welches er bei seinem Debüt in England gewann, nicht zum Protest, wie befürchtet worden war.

Bald darauf ereignete sich noch ein ähnliches sehr lehr-

reiches Vorkommen. Ich nannte ein Pferd, Little Miller, welches ich einige Wochen vorher nach einem Verkaufsrennen in Gattwick, wo es unplaciert gelaufen, wohlfeil gekauft hatte, telegraphisch in ein ähnliches Rennen in Windsor und zwar am Tage vor dem Rennen gegen 5 Uhr nachmittags, während der Nennungs-schluß um 6 Uhr war. Um $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr ungefähr bekam ich die Nachricht, daß meine Nennung ungiltig sei, da ich das Alter des Pferdes nicht angegeben, was ich, da es bei uns nicht üblich ist, unterlassen hatte. Durch sofortige Rückantwort erledigte sich die Angelegenheit bei der Geschwindigkeit englischen Telegraphierens noch glücklich und der Hengst gewann am nächsten Tage das betreffende Rennen, was ihm vielleicht sonst nie wieder geglückt wäre; jedenfalls ist es meinem Nachfolger im Besitz des Tieres, der es auf der Auktion nach dem Rennen erstand, trotz vieler Versuche nicht mehr gelungen und er hat sich desselben zu einem ähnlichen wie meinem Einkaufspreis später wieder entledigt. Das Versehen hätte also, wie man sieht, ziemlich kostspielig werden können.

Ähnliche Beispiele ließen sich noch viele, auch auf andere Länder bezügliche, anführen.

Laufen mehrerer Pferde in einem Rennen.

Im allgemeinen kann man nicht behaupten, daß die Chance, ein Rennen zu gewinnen, dadurch erhöht wird, daß man mehrere Pferde in demselben laufen läßt. Wenn keine besonderen Gründe vorliegen, dies zu thun, so ist es vorteilhafter, nur das beste Pferd abzuschießen und die übrigen für andere Gelegenheiten aufzusparen.

Es giebt indeß verschiedene Gründe, die es nützlich oder gar notwendig erscheinen lassen, mehrere Pferde in ein Rennen zu schicken.

Abgesehen davon, daß zuweilen die zweiten und dritten Preise so hoch sind, daß es sich wohl lohnt, um dieselben zu konkurrieren, so ist es vornehmlich zum Pacemachen, daß man genötigt ist, zuweilen ein zweites Pferd in einem Rennen zu haben. Das ist also stets der Fall, wenn man für das Pferd, mit dem man das Rennen gewinnen will, ein schnelles Rennen braucht. Nicht jedes Pferd kann sich die Pace selbst machen; jedenfalls ist es eine große Erleichterung, wenn dasselbe ein Führpferd mit auf den Weg bekommt. Freilich kann es, besonders wenn letzteres auch ein gutes Pferd oder besonders günstig im Gewicht ist, vorkommen, daß das Ende des Rennens zwischen den beiden Pferden eines Stalles liegt und, um nicht nach dem Reglement gezwungen zu sein, beide gegen einander ausreiten zu lassen, ist es notwendig, eine Erklärung abzugeben, mit welchem Pferde man gewinnen will. Es wird sich dies stets empfehlen, wenn man mehr als ein Pferd in einem Rennen hat und zwar aus verschiedenen Gründen. — Abgesehen von dem eben erwähnten kann man auch aus technischen Rücksichten z. B. Erhaltung der Maidenschaft, Vermeidung von Aufgewicht und dergleichen, es für wünschenswert halten, mit einem Pferde zu gewinnen, selbst wenn dies das schlechtere von beiden sein sollte.

Es geht daraus hervor, daß es eine durchaus laienhafte Auffassung ist, wenn jemand glaubt, daß der Erklärte eines Stalles nun auch derjenige sein müsse, der in einem Rennen die größten Chancen habe. Gerade das Umgekehrte kann der Fall sein und die Erklärung bezweckt weiter nichts als, wie schon gesagt, ein eventuelles Ausreiten beider oder mehrerer Pferde gegen einander zu verhindern, und wenn es möglich ist, mit demjenigen zu gewinnen, mit dem es dem Leiter eines Stalles am vorteilhaftesten erscheint.

Noch andere Umstände giebt es, unter denen es wünschenswert ist, mehrere Pferde in einem Rennen laufen zu lassen, von denen ich nur noch den anführen will, daß mancher sich scheut, in der Arbeit seine Pferde ernststen Proben zu unterziehen und ihm deshalb eine öffentliche Prüfung das geeignetste erscheint, sich ein Urtheil über ein junges oder neues Pferd zu bilden, was ganz besonders von denen gilt, die über Hindernisse Verwendung finden. Trotzdem will man das Rennen gern gewinnen, läßt also noch ein Pferd mitlaufen, auf welches man sich verlassen zu können glaubt.

Auch wer junge Reiter auf seine Pferde setzt, wird in derselben Lage sein und, wenn er sich nicht ein Rennen durch die Unerfahrenheit des Reiters entgehen lassen will, gern ein zweites Eisen im Feuer haben.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, daß es häufig vorkommen kann und auch häufig vorgekommen ist, daß ein Rennen von dem Richterflärten eines Stalles gewonnen wird und daß man dies unmöglich vorher genau bestimmen kann, ferner daß es zum Mindesten thöricht ist, dem Leiter eines Stalles aus Dingen einen Vorwurf machen zu wollen, die dem Renn-Reglement nach vollständig erlaubt und fair sind und deren Direktion sich überdies seiner Macht und Voraussicht vollkommen entzieht

Schluß.

Wenn auch aus vorstehenden Blättern entnommen und nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sowohl für den Rennreiter als den Manager resp. Besitzer von Rennpferden die Gefahren, Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Unkosten recht bedeutend sind, so zeigt doch die stetig zunehmende Ausbreitung des Rennsports, daß es Männer genug giebt,

denen die Freude an Erfolgen und das Interesse an der Beschäftigung mit dem edelsten Tier der Schöpfung eine ausreichende Kompensation dafür bietet.

Gerade weil dieselbe aber mehr auf idealem Gebiete liegt, ist die immer noch viel mißverstandene Bezeichnung „Sportsman“ ein Ehrentitel, und der Rennsport eine der männlichen Natur so sympathische Thätigkeit, daß kaum jemand noch freiwillig auf dieselbe verzichtet hat, der den Reiz derselben einmal erfaßt und volles Verständnis dafür gewonnen hat.

Als Devise aber lasse man gelten:

„Per aspera ad astra.“

Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Handbuch für Pferdezüchter.

Von
Georg Graf Lehndorff-Graditz.

Vierte, vermehrte Auflage.

Mit 3 Tafeln und 26 Textabbildungen. Gebunden, Preis 12 M.

Schwarznecker's Pferdezucht.

Rassen, Züchtung und Haltung des Pferdes.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Mit 101 Textabbildungen und 40 Rassebildern. Gebunden, Preis 16 M.

Handbuch der Pferdekunde.

Für Offiziere und Landwirte

bearbeitet von

Dr. L. Born,

Corpsrossarzt a. D., Professor
in Berlin.

und

Dr. H. Möller,

Professor an der Kgl. tierärztl.
Hochschule in Berlin.

Vierte, umgearbeitete Auflage.

Mit 217 Textabbildungen. Gebunden, Preis 9 M.

Die Hufkrankheiten des Pferdes, ihre Erkennung, Heilung und Verhütung.

Von

Dr. H. Möller,
Professor in Berlin.

Dritte, umgearbeitete Auflage.

Mit 46 Textabbildungen. Gebunden, Preis 7 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlagsbuchhandlung Paul Parey in Berlin SW., Hedemannstrasse 10.

Actuelles vom Rennsport.

Von
K. von Tepper=Laski.

Preis 1 M. 50 Pf.

Training des Pferdes

für
Sport-, Zucht- und Gebrauchszweck.

Von
Arnold Schlüter,
Königlicher Gestütsdirektor in Gudwallen, Rittmeister a. D.

Mit 16 Tafeln. Gebunden, Preis 6 M.

Die eigenen Offizierpferde in der Armee.

Hippologisch-kavalleristische Betrachtungen
von

Graf Suminski,
Premier-Lieutenant im Husaren-Regiment Graf Goetzen.

Preis 2 M.

Die russischen Pferderassen.

Dr. L. Simonoff,	Von	Iwan von Moerder,
Delegierter Korrespondent		Kanzlei-Direktor
der Kaiserl. Russischen Staats-	und	der Kaiserl. Russischen Staats-
Gestütsverwaltung.		Gestütsverwaltung.

Mit 32 Farbendrucktafeln und 23 Textabbildungen. Preis 25 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Berlin, Druck von Albert Damde.

Tepper-Laski, Kurt <<von>>,

Rennreiten praktische Winke für Rennreiter und Manager

Berlin 1897

Gymn. 83 up

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11809188-6